

# 40

JAHRE

Psychotherapeutische  
Beratungsstelle  
für Studierende

# 1968 – 2008

FESTSCHRIFT

40 Jahre  
Psychotherapeutische  
Beratungsstelle  
für Studierende


# 1968 – 2008

Vorwort		Seite 2
Grußworte		Seite 4
Raimar Schilling:	Die PBS in den Jahren 1968 bis 1975	Seite 6
Erika Krejci:	Eigenheiten studentischen Lebens und Denkens	Seite 17
Albert Fersching:	Zu Bedingungen und Charakteristiken der psychotherapeutischen Studierendenberatung	Seite 22
Jürgen Griesser:	40 Jahre PBS – Geschichte und gegenwärtiger Standort	Seite 27

#### Impressum

Herausgeber: **Studentenwerk Freiburg**, Geschäftsführer: Clemens Metz  
Schreiberstr. 12–16, 79098 Freiburg  
Tel. 0761/2101-200, [www.studentenwerk-freiburg.de](http://www.studentenwerk-freiburg.de)  
Redaktion: Renate Heyberger  
Gestaltung, Satz: hoydesign, Freiburg  
Druck: schwarz auf weiß, Freiburg  
© Mai 2008

 **biss**

Studentenwerk  
Freiburg 

[www.studentenwerk-freiburg.de](http://www.studentenwerk-freiburg.de)

 **biss**

Studentenwerk  
Freiburg 

**W**ir freuen uns, zu unserem 40-jährigen Jubiläum diese Festschrift vorlegen zu können. Sie informiert sowohl über die Geschichte der Einrichtung und das Angebot für die Studierenden der Hochschulregion Freiburg als auch über die Arbeitsweise der Psychotherapeutischen Beratungsstelle.

In unserer Festschrift werden alle bisherigen Leiter der PBS zu Wort kommen.

**Raimar Schilling**, der erste Leiter der PBS, vermittelt in seinem Text prägnante Eindrücke aus der bewegten Gründungszeit und schildert Herausforderungen und Erfahrungen beim Aufbau einer stabilen und allgemein anerkannten Einrichtung.

**Erika Krejci**, seine Nachfolgerin ab 1975, wird sehr bedenkenswerte Überlegungen formulieren, wie sich spätadoleszente Entwicklungsprozesse unter heutigen Lebensverhältnissen darstellen und welche Schwierigkeiten es bei der Entwicklung und Formulierung eines eigenen Lebensentwurfs gibt.

**Albert Fersching**, seit 1996 Leiter der PBS, wird einen konzentrierten Überblick darüber geben, unter welchen hochschulpolitischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die heutige Beratungsarbeit stattfindet und auf was es in einer professionellen, psychoanalytisch orientierten Beratung ankommt.

**Jürgen Griesser**, stellvertretender Leiter der PBS, wird abschließend die Geschichte und Entwicklung unserer Einrichtung in den vergangenen 40 Jahren schildern und über die verschiedenen Angebote und die Arbeitsweise der heutigen PBS informieren.

Ihnen gilt unser herzlicher Dank für die Arbeit an dieser Broschüre, die wichtige Einblicke in die lange Geschichte der Beratungsstelle ermöglicht.

**D**as Studentenwerk bedankt sich auch bei all denen, die durch ihre Redebeiträge zum 40jährigen Jubiläum der Psychotherapeutischen Beratung ihre Verbundenheit mit der Einrichtung unter Beweis gestellt haben.

Insbesondere danken wir unserem Festredner Prof. Bauer, der mit dem Thema seines Vortrags „Studieren: Motivierende Erfahrung oder Kampf ums Überleben? Leistung und Exzellenz aus der Sicht der Hirnforschung“ einen Nerv der Zeit trifft.

Unser Dank gilt auch Prof. Rainer Holm-Hadulla und Dr. Werner Bohleber, die durch ihre Fachvorträge sehr interessante Aspekte zur aktuellen Diskussion beigetragen haben.

Ganz besonders bedankt sich die Geschäftsführung des Studentenwerks bei den **Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern** der Psychotherapeutischen Beratung

Dr. Albert Fersching

Jürgen Griesser

Hubert Haaser

Christina Huber

Susanne Reinhardt

Margarete Dietl

Rosa Meyer (Sekretariat und Anmeldung).

Durch ihre Fachkompetenz und ihr Engagement werden in jedem Jahr rund 600 Studierenden Möglichkeiten aufgezeigt, über persönliche oder studienbedingte Krisen hinweg zu kommen.

Clemens Metz

Geschäftsführer des Studentenwerks Freiburg

## Grußwort des Landes

Die baden-württembergischen Studentenwerke sind moderne Dienstleister und bieten den Studierenden unserer Hochschulen ein breites Angebot an Betreuung und Beratung. Mit ihren „sozialen Netzwerken“ unterstützen sie die Studierenden bei der Bewältigung ihres Studiums, sorgen für Verpflegung, vermieten Wohnraum, besprechen Möglichkeiten der Studienfinanzierung, vermitteln Jobs, helfen in Alltagsfragen und bieten professionellen Rat. Die psychotherapeutische Beratung des Studentenwerks Freiburg ist eine solche professionelle Einrichtung, die auf der Basis der analytischen Psychotherapie Studierenden in Krisensituationen darin bestärkt, eigene Wege zur Lösung von Problemen und Konflikten zu finden. Die Freiburger „PBS“ gehört zu den Pionieren der psychotherapeutischen Beratungsstellen und hat in den 40 Jahren ihres Bestehens zahlreichen Studierenden in persönlich oder studienbedingt schwierigen Lebenslagen wertvolle Hilfe geleistet.

Das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg anerkennt und unterstützt die Arbeit der Psychotherapeutischen Beratungsstellen. Ihr Stellenwert – gerade in einer Zeit, die von Umbrüchen und gewachsenen Anforderungen an die Studierenden geprägt ist – kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Das Ministerium dankt der Psychotherapeutischen Beratung des Studentenwerks Freiburg für die wichtige und hervorragende Arbeit, die von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der „PBS“ in den vergangenen vier Jahrzehnten geleistet wurde, und gratuliert sehr herzlich zum Jubiläum im Mai 2008. Weiterhin viel Erfolg!

Dr. Hans J. Reiter  
Ministerialrat  
Ministerium für Wissenschaft, Forschung  
und Kunst Baden-Württemberg

## Grußwort der Universität

Im Laufe eines Studiums kann es immer wieder vorkommen, dass die Studierenden in Krisen geraten, seien sie studienbedingter oder persönlicher Natur. Untersuchungen zeigen, dass es keinesfalls die leistungsschwachen Studierenden sind, die ins Zweifeln kommen, ob sie den Anforderungen ihrer Umwelt gerecht werden können, oder die sensibel auf persönliche Veränderungen reagieren.

Seit 40 Jahren hilft die Psychotherapeutische Beratung des Studentenwerks jenen Studierenden weiter, die in individuellen Krisensituationen professionelle Hilfe wünschen. Dabei nehmen die Therapeutinnen und Therapeuten keinem der Ratsuchenden die Entscheidungen ab. Vielmehr wird gemeinsam das Problem definiert und der Weg zur Lösung gesucht. Durch die hohe Professionalität der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Psychotherapeutischen Beratung ist schnelle Hilfe gewährleistet. In der Regel genügen einige wenige Gespräche, um mehr Klarheit über den eigenen Standort zu gewinnen und Entscheidungen zu treffen. Viele Studienabbrüche wurden auf diese Weise verhindert, manche Studierende schlugen rechtzeitig einen anderen beruflichen Weg ein.

Ich möchte der Psychotherapeutischen Beratung zu ihrem Jubiläum sehr herzlich gratulieren und mich für ihre wichtige Arbeit zum Wohle der Studierenden bedanken. Die Hochschulen schätzen die Arbeit, die von den Therapeutinnen und Therapeuten geleistet wird, ist sie doch ein wichtiger Baustein der sozialen Betreuung der Studierenden, die gerade in letzter Zeit wieder verstärkt in den Fokus der Bildungs- und Hochschulpolitik gerät. Die Studierenden sollen an den Hochschulen auch mit ihren Problemen nicht allein gelassen werden. Qualifizierte Betreuung ist unverzichtbar – in sozialer, in bildungspolitischer und nicht zuletzt in volkswirtschaftlicher Hinsicht.

Prof. Dr. Hans-Jochen Schiewer  
Vizekanzler, Prorektor für Studium und Lehre

Raimar Schilling

# Die Psychotherapeutische Beratungsstelle des Studentenwerks Freiburg in den Jahren 1968 bis 1975

I.

Das 40-jährige Bestehen der Psychotherapeutischen Beratungsstelle des Studentenwerks Freiburg gibt Anlass, meinen Blick auf eine Institution zu richten, mit der ich in ihren ersten Jahren sehr verbunden war. Sie ist im universitären Raum nicht mehr wegzudenken und hat inzwischen eine über Jahrzehnte gehende eigene Geschichte. Im Rückblick wird eine weit zurückliegende Zeit noch einmal lebendig, in die das damalige eigene Handeln eingebettet war. Das zu Berichtende wird auszuwählen sein und die Vielfalt der damaligen Ereignisse und Herausforderungen, aber auch die gemachten Erfahrungen erfordern eine Beschränkung der Schilderung, in der wie in allem Erinnern auch eine subjektive Note sichtbar wird. Im Wesentlichen wird meine Darstellung durch eine Schilderung der allgemeinen Situation bestimmt sein, in der die Beratungsstelle in jenen ersten Jahren zu arbeiten hatte. Der gegenwärtige Augenblick mag in manchem an eine elterliche Situation erinnern, in der zu einem gegebenen Anlass aus der eigenen Perspektive über die frühe Zeit mit einem inzwischen längst erwachsenen Kinde zu berichten sein wird.

Das Jahr 1968, an dessen Beginn die Psychotherapeutische Beratungsstelle des Studentenwerks in Freiburg (in der Folge abgekürzt PBS) ihre Tätigkeit aufnahm, steht auch für eine der einschneidendsten gesellschaftspolitischen Krisen- und Umbruchsituationen seit dem Bestehen der Bundesrepublik. Es waren vor allem persönliche und ärztlich-psychologische Erfahrungen im Zusammenhang mit meiner Tätigkeit in der

PBS, die in jener unruhigen hochschulpolitischen Landschaft aufgebaut, ihre Form und ihren Standort finden musste und über die ich seinerzeit an verschiedener Stelle eingehend zu berichten hatte. Darauf werde ich im Rahmen meiner jetzigen Darstellung aber im Wesentlichen nur Hinweise geben und hier etwas andere Akzente setzen.

Zum Verständnis der vielfältigen Probleme, die seinerzeit bestanden, ist auf das hochschulpolitische Umfeld kurz einzugehen und die allgemeine psychotherapeutische Versorgungssituation jener Jahre zu skizzieren. Es war zunächst nicht sicher, ob und in welcher Gestalt die PBS auf Dauer würde bestehen bleiben können. Psychische Gesundheit oder Krankheit galten vielfach noch als private Angelegenheit und es gab mannigfache Vorbehalte, Studenten gegenüber der übrigen Bevölkerung mit einem Angebot zu bevorzugen, das es in einem eigenen institutionellen Rahmen bisher so nicht gab. Den Initiatoren, welche die Einrichtung einer PBS betrieben, war klar, dass erst konkrete und dokumentierte Erfahrungen deren Berechtigung erweisen und die notwendige Akzeptanz bei den Entscheidungsträgern in den Universitätsgremien und im Kultusministerium schaffen würden.

Die psychotherapeutische Versorgungssituation wie wir sie heute kennen und für selbstverständlich erachten, sowohl im Hinblick auf die einer psychotherapeutischen Behandlung bedürftigen Patienten, als auch im Hinblick auf die in ihrer Existenz gesicherte Praxis der ärztlichen und psychologischen Psychotherapeuten, ist Ergebnis einer langjährigen Entwicklung. Vor allem seit dem Ende des Krieges begann sich von 1945 an auch in der Bun-

desrepublik wissenschaftstheoretisch eine Entwicklung durchzusetzen, die aufgrund sich verändernder Vorstellungen über die Struktur der menschlichen Persönlichkeit psychotherapeutischen Konzepten eine Eigenständigkeit gegenüber der damals noch vorherrschenden Tradition im psychiatrischen Denken brachte. Auch im sozialen Umfeld und nicht nur in der jeweiligen Persönlichkeit liegende Faktoren wurden zunehmend als wesentlich für die Entstehung von psychischer Krankheit angesehen. Erst diese Veränderungen im medizinisch-psychologischen Denken führten zu einer veränderten wissenschaftlichen Einstellung im Hinblick auf die Komplexität des Entstehens psychischer sowie somatoformer Störungen und zu einem erweiterten Krankheitsbegriff. Das wurde zur Voraussetzung dafür, dass in unserem damaligen Gesundheitssystem Versorgungsstrukturen für die Psychotherapie von psychischen Störungen entwickelt werden konnten wie wir sie heute kennen. Vor allem epidemiologische Untersuchungen aus den sechziger Jahren führten zur Etablierung der Richtlinienpsychotherapie als gesetzlicher Versorgungsleistung und zu strukturellen Veränderungen in unserem Gesundheitssystem als Grundlage für eine differenziertere und angemessene Behandlung psychischer Krankheitsbilder. Dies geschah 1967 zunächst im Bereich der RVO-Kassen und 1971 dann auch bei den Ersatzkassen. Der Begriff der *Psychotherapie* begann seinen vorurteilsbehafteten, diffamierenden Charakter zu verlieren.

Ein flächendeckendes Versorgungsangebot für psychotherapeutische Behandlungen gab es damals allerdings noch nicht. Zu der Zeit, als die PBS ihre Arbeit aufnahm, arbeiteten in Freiburg *drei* (!) niedergelassene

Psychotherapeuten, die in eigener Praxis Psychotherapie anboten. Bei 20.000 Studenten, die seinerzeit an den damaligen Freiburger Hochschulen studierten, prägte die enorme Diskrepanz zwischen den begrenzten Möglichkeiten der Behandlungsangebote und der Nachfrage sehr rasch die Situation in der PBS und bestimmte ganz wesentlich die psychotherapeutische Arbeit in jenen ersten Jahren. Das blieb auch zunächst für lange Zeit das Hauptproblem in der Arbeit der PBS. Es ging einmal darum, den objektiv bestehenden Versorgungsdefiziten konzeptionell etwas entgegen zu setzen, und unter anderem die vielen, z.T. erheblichen Krisensituationen aufzufangen. Es ging aber auch darum, in der damaligen komplexen Hochschulsituation unter der Studentenschaft nicht zu große Enttäuschungen entstehen zu lassen im Hinblick auf Erwartungen, die schlichtweg nicht erfüllbar waren. Anlaufstellen bei psychischen Problemen aller Art waren zuvor schon immer einige wenige nervenärztliche Praxen gewesen, die diesen Aufgaben vor allem im Hinblick auf ihre studentischen Patienten natürlich nicht gerecht werden konnten. Für die Studenten war die Versorgungssituation insofern auch noch schwieriger, als es für sie damals noch keine gesetzliche Krankenversicherungspflicht so wie heute gab. Sie waren entweder über ihre Eltern versichert oder in der studentischen Krankenversicherung, die über den Sozialbeitrag finanziert wurde. Kosten psychotherapeutischer Behandlungen konnten damit nicht bestritten werden. In den ersten Jahren ihres Bestehens musste deshalb durch die PBS ein eigenes Finanzierungssystem entwickelt werden, um mittellosen Studenten bei der Finanzierung von psychotherapeutischen Behandlungen behilflich zu sein. Diese Probleme sind in

den aus diesen Jahren vorliegenden Berichten eingehend beschrieben.

Ich komme auf das damalige hochschulpolitische Umfeld zurück. Die Unruhe an den Hochschulen war seinerzeit hoch und die in der Studentenschaft diskutierten Themen hatten Hochschulfragen im engeren Sinne längst überschritten. Eine allgemeine Politisierung des Diskussionsklimas unter den Studenten hatte stattgefunden. Die Entwicklung in ihrer gesellschaftspolitischen Dramatik hatte seinerzeit zunächst die französischen und italienischen und dann auch die deutschen Hochschulen erfasst. Bereits im Juni 1967 war während einer Demonstration gegen den Schah-Besuch in Berlin der Student *Benno Ohnesorg* niedergeschossen und tödlich verletzt worden. An allen deutschen Hochschulen war daraufhin die Situation außerordentlich eskaliert, auch im vergleichsweise noch friedlichen Freiburg. Im April 1968, wenige Monate nach der Eröffnung der Beratungsstelle, erlitt der Studentenfürher *Rudi Dutschke* dann durch ein Attentat schwerste Verletzungen, was die Situation an den Hochschulen weiter verschärfte und emotionalisierte. Die meisten Studenten betrachteten diese Ereignisse als durch eine reaktionäre Presse gesteuerte perfide, hinterhältige Angriffe des Staats gegen die Vertreter des in ihrem Sinne fortschrittlichen Denkens. Die Hochschulen gerieten über Jahre in Aufruhr, der Vorlesungsbetrieb war zeitweise erheblich beeinträchtigt, Aula, Mensen und UB waren voll von täglich wechselnden Flugblättern. Welche weitere Entwicklung aus radikalisierten Gruppen heraus sich in den folgenden Jahren dann entwickelt hat, ist bekannt und hier nicht zu erörtern. Die in jener Zeit nach und nach entstehenden Beratungs-

stellen an den Hochschulen blieben davon aber nicht unbeeinflusst und hatten auch unterschiedliche Schicksale. Einige dieser Beratungsstellen waren aus psychiatrischen Abteilungen hervorgegangen bzw. verblieben als Ambulanzen an Kliniken angebunden, andere hatten ihren Ursprung in psychologischen Universitätsinstituten und wieder andere waren ohne Anbindung an Fakultäten als Sozialeinrichtungen in die Studentenwerke eingegliedert worden. An den meisten Hochschulen waren an ihrer Etablierung studentische Gruppierungen wesentlich beteiligt. Dahinter stand bei vielen Studenten die politische Überzeugung, dass die Hochschulsituation für die Studenten eine derartige Belastung geworden war, dass daraus zwangsläufig psychische Störungen resultierten und diese Situation dementsprechend dafür mit verantwortlich war.

In welchem Maße die Hochschulen damals durch politische Spannungen aufgeladen waren und Radikalisierungsprozesse von 1968 an eine Rolle spielten, ist heute kaum noch vorstellbar. Ich will noch das eine oder andere in Erinnerung rufen, um etwas von der Atmosphäre deutlich werden zu lassen, in der wir seinerzeit zu arbeiten hatten und weil es auf unsere damalige Arbeit zumindest mittelbaren Einfluss hatte und man vor der Aufgabe stand, sich dagegen abzugrenzen bzw. eine Form zu finden damit umzugehen. So hatten sich im Frühjahr 1968 in Berlin die Vertreter der ersten, inzwischen entstandenen Beratungsstellen erstmals im Rahmen eines Symposions zu einem Meinungs-/Erfahrungsaustausch unter der Schirmherrschaft von Herrn *Ziolko*, Psychoanalytiker (DPV) und psychiatrischer Oberarzt an der Charité, getroffen. *Ziolko*<sup>1)</sup> hatte neben *Dörner*<sup>2) 3)</sup> wissenschaftliche

Untersuchungen über psychische Störungen bei Studenten publiziert, die auch zur Grundlage für die Etablierung eigener Beratungsstellen für Studenten geworden waren. Dieses erste Treffen von Vertretern der Beratungsstellen fand damals an der *Freien Universität Berlin* statt. Die allgemeine Stimmung im dortigen universitären Bereich war ungemein aggressiv aufgeladen und gespannt. In die erste Sitzung des Symposions brach dann auch eine große Gruppe linksradikaler Studenten ein zu einem sogenannten *sit in*. Sie besetzte das Podium mit dem Ziel, diese Veranstaltung in ihrem Sinne umzufunktionieren. Aggressive Parolen schwirrten durch den Raum. Die nicht sehr große Gruppe der versammelten Therapeuten wurde zunächst durch Sprechchöre niedergeschrien. Erstmals lernte ich dabei auch die brillante Rhetorik dieser im dialektischen Denken geschulten jungen Studenten kennen. Nur der ausgezeichneten Reaktion unseres gruppendynamisch erfahrenen Kollegen Fürstenau (seinerzeit an der Univ. Giessen bei *Horst-Eberhard Richter*) gelang es, die Situation zu beruhigen, die sonst völlig gesprengt worden wäre.

Neben den unterschiedlichen wissenschaftlichen Überzeugungen und Standorten der Ärzte und Psychologen (Verhaltenstherapeuten, Psychoanalytiker), die diesen ersten Einrichtungen ihr jeweiliges Gesicht gaben, spielte also auch das an den verschiedenen Hochschulen vorherrschende politische Klima dieser zum Teil sehr aktiven studentischen Organisationen eine Rolle. Das Feld, in dem die Beratungsstellen zu agieren hatten, wurde von diesen studentischen Gruppen auch als eigenes Terrain mit daraus resultierenden Interessen

angesehen. Alles, was sich in und im Zusammenhang mit den Beratungsstellen abspielte, geschah lange Zeit unter den höchst kritischen, wachsamen Augen einer Studentenschaft, die allenfalls bereit war, dem Mandat der sogenannten Fachleute eine temporäre Freiheit einzuräumen. Die Tätigkeit der Beratungsstellen hatte sich also höchst unterschiedlichen Positionen und Erwartungen gegenüber zu bewähren. Als *aneddotische Bemerkung* gehört zu diesem Stimmungsbild, dass ich es in der ersten Zeit meiner Tätigkeit immer wieder einmal erlebte, dass jemand offensichtlich als *Testperson* aus einer der Wohngruppen zu mir geschickt wurde, um sich darüber zu informieren, was ich da eigentlich triebe und ob ich womöglich subversive Agitation mache. Dieser Erfahrung auf der einen Seite stand auf der anderen z.B. aber auch die aus den damaligen Konflikten resultierende Forderung eines Hochschullehrers gegenüber, die PBS sei doch dazu da, ihn vor den Übergriffen seiner Studenten zu schützen. Diese traten nach der damals häufigen Praxis in vielen Vorlesungen als *Störer* in Erscheinung, um das in ihrem Sinne *reaktionäre Lehrangebot* zu bekämpfen. Es war bisweilen klar zu stellen, dass nicht jede Verhaltensauffälligkeit innerhalb einer bestimmten Situation Ausdruck von psychischer Störung sei.

Der Hinweis auf die Bedeutung der damaligen hochschulpolitischen Situation, in der die Beratungsstellen zu arbeiten hatten, kommt nicht von ungefähr. Die meisten der psychotherapeutischen Beratungsstellen konnten ihre Arbeitskonzepte glücklicherweise ungestört entwickeln und im Laufe der Jahre ihre eigenen Formen als Einrichtungen zu professioneller Hilfe für Studen-

1) Ziolko, H.U. (Hrsg.), Psychische Störungen bei Studenten, Stuttgart 1968

2) Dörner, K., Hochschulpsychiatrie, Stuttgart 1967

3) Dörner, K., Hochschulpsychiatrie: ein Problemfeld der Sozialpsychiatrie, Nervenarzt 40, S. 1-7, 1969

ten mit psychischen Problemen finden. Es gibt aber auch das Beispiel des sogenannten SPK (*Sozialistisches Patientenkollektiv*), in dem die Beratungskonzeption an einer Hochschule dazu führte, dass die Struktur dieser Beratungsstelle nach Art einer Selbsthilfegruppe in die Verantwortung derjenigen überging, die diese als Patienten aufgesucht hatten. Das hat in der damaligen Situation durch die Vermischung von persönlichen mit allgemeinen Problemen bei manchem auch zu Prozessen einer destruktiven pseudopolitischen Entwicklung geführt. Ein Gesprächsversuch zwischen Vertretern jener Beratungseinrichtung und der unsrigen war verständlicherweise zum Scheitern verurteilt.

## II.

Die Frage der Einrichtung einer Psychotherapeutischen Beratungsstelle für Studenten wurde im Vorfeld in den Jahren 1966/1967 auch in Freiburg längere Zeit diskutiert. Neben den damaligen Vertretern des ASTA, auf deren kritisch-konstruktive und engagierte Tätigkeit in den entsprechenden Gremien hier hinzuweisen ist, waren es vor allem drei Hochschulprofessoren, welche die Entwicklung konsequent vorangetrieben haben und die gemeinsam mit dem sozialpolitisch langjährig erfahrenen und engagierten Leiter des Studentenwerks, Herrn *Fletschinger*, wesentliche Vorarbeit geleistet haben. Zu nennen sind hier vor allem als Vertreter der Universität und als damaliger Vorsitzender des Vorstands im Studentenwerk der Theologe Herr *Franzen*, meine Lehrer Herr *Ruffin* und Herr Hans *Göppert* von der Universitäts-Nervenlinik Freiburg und Herr *Schraml* vom Lehrstuhl für Psychologie der Universität. Nachträglich muss man sagen, dass sich hier eine sehr glückliche Konstellation für die Zusammenarbeit ergeben und die Voraussetzungen dafür geschaffen hat, dass diese Einrichtung 1968 ihre Tätigkeit aufnehmen konnte. Im Hinblick auf das Anliegen, eine für die Behandlung von Studenten mit psychischen Problemen qualifizierte Einrichtung zu entwickeln, bestand unter den Verantwortlichen eine gute Übereinstimmung und insofern waren die Bedingungen, unter denen die Beratungsstelle entstehen konnte, in Freiburg vergleichsweise günstig. Ich selbst blicke auf eine sehr gute Zusammenarbeit mit der damaligen Leitung des Studentenwerks zurück, von der ich im Rahmen ihrer Möglichkeiten in jenen

Anfangsjahren jede Unterstützung beim Aufbau der Einrichtung erhalten habe. Angesichts der großen Herausforderung, welche die Bewältigung der übernommenen Aufgabe darstellte, war diese Hilfe außerordentlich wichtig und hat wesentlich dazu beigetragen das Weiterbestehen der Einrichtung zu sichern.

Man hatte mit mir nach 10jähriger Tätigkeit in Kliniken als Internist und Psychiater zum Leiter einen Facharzt für Psychiatrie und Neurologie mit der Zusatzbezeichnung *Psychotherapie* und dem *Diplom in Psychologie* (die Zusatzbezeichnung *Psychoanalyse* gab es damals noch nicht) gewählt. Es herrschte Einigkeit unter allen Beteiligten, dass diese Einrichtung vorrangig eine ärztlich-psychotherapeutische Aufgabe für den einzelnen Studenten wahrzunehmen hatte. Durch meine mehrjährige Tätigkeit an der Abteilung Psychotherapie der Universitäts-Nervenlinik verfügte ich neben der allgemeinen ärztlichen und psychiatrischen auch über Erfahrung in Psychotherapie mit schwer kranken Patienten und war von meinem Interesse für die Psychoanalyse und für die daraus entwickelten Behandlungsmethoden geprägt. In der Ambulanz der Abteilung Psychotherapie an der psychiatrischen Klinik hatte ich bereits spezielle Erfahrungen im Hinblick auf die neue Aufgabe gewonnen. Neben meiner psychotherapeutischen Arbeit mit den einzelnen Studenten erhielt ich auch die Vorgabe, Erfahrungen über die Art der bei Studenten zu beobachtenden psychischen Probleme und Krankheits-/Störungsbilder zu dokumentieren sowie eine Arbeitskonzeption für die Einrichtung zu entwickeln. Mit einer zwar großzügigen räumlichen Ausstattung im Hause Werderring 6, auch für eine mög-

liche spätere Erweiterung der PBS, hatte die Beratungsstelle zunächst allerdings als Ein-Mann-Betrieb mit einer Sekretärin zu arbeiten. In der Gestaltung meiner fachlichen Tätigkeit hatte ich freie Hand und die Möglichkeit, neben einer 30-Stunden-Woche etwas Privatpraxis zu betreiben.

Da ich oben das hochschulpolitische Umfeld kurz geschildert habe, in welchem diese Beratungseinrichtung zu arbeiten hatte, soll hier die eigene Position noch etwas verdeutlicht werden. Ich war geprägt durch lange Jahre ärztlicher, vor allem psychiatrischer Erfahrung. Mein Weg in das psychoanalytische Denken hatte diese Haltung weiter ausgeformt und ich konnte in diesem von Unruhe bestimmten Umfeld, in dem ich zu arbeiten hatte, aus Überzeugung eine klare Position einnehmen. Ich habe von Anbeginn an die feste Haltung vertreten, diese Einrichtung, für die ich die Verantwortung übernommen hatte, mit allen Kräften und Möglichkeiten gegen Übergriffe zu schützen, die Freiheit meiner ärztlichen Tätigkeit zu verteidigen und die seelische Gesundheit des Einzelnen als Zielsetzung in den Mittelpunkt zu stellen. Dem diente auch die Entwicklung der Konzeption in den folgenden Jahren, die als ärztlich-psychotherapeutische Einrichtung auf dem Boden wissenschaftlich begründeter psychoanalytischer Konzepte dann ihre spätere Form gefunden hat. Die Konzeption hatte von Anfang an als wesentliche inhaltliche Zielsetzung, den ratsuchenden jungen Menschen zu ermöglichen, durch die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Person und der sie umgebenden Umwelt und über das Verstehen unbewusster seelischer Prozesse eine Orientierung bei der Bewältigung ihrer Probleme und Konflikte

zu finden. Unter den Beratungsstellen gab es seinerzeit auch manche Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit den verschiedenen Konzepten, die die einzelnen Einrichtungen entwickelt hatten. Aus der damaligen wissenschaftspolitischen Diskussion möchte ich deshalb hier auf eine Arbeit (*Psychotherapeutische Beratung im Hochschulbereich, Überlegungen zu Situation und Standort* (1973)<sup>4)</sup> hinweisen, in der Fragen näher beleuchtet werden, auf die im Rahmen dieser Ausführungen nicht näher eingegangen werden kann.

### III.

Ich gebe nachfolgend einen Überblick über den Zeitraum, in dem ich die Verantwortung für die PBS hatte und später eine orientierende Darstellung von deren Struktur und Konzeption sowie eine kurze Zusammenfassung klinischer Erfahrungen. Es wird das Anliegen der Kolleginnen und Kollegen sein, die nach mir bis zur Gegenwart das Bild der PBS weiter geprägt haben, in dieser Hinsicht ausführlicher über die Erfahrungen aus den vergangenen vierzig Jahren zu berichten und vor allem unter psychoanalytischen und entwicklungspsychologischen Gesichtspunkten Störungsbilder bei Studenten im universitären Lebensraum darzustellen.

Vor allem die ersten drei Jahre meiner Tätigkeit in der Einrichtung waren außerordentlich arbeitsintensiv, da ich als einzelner Psychotherapeut alle damit verbundenen Arbeiten zu übernehmen hatte. Dokumentationen nach dem ersten (1969)<sup>5)</sup> und dem dritten Jahr (1970)<sup>6)</sup> legten die Grundlage für die notwendige Erweiterung der personellen Ausstattung der PBS. So konnte ab dem vierten Jahr Herr Graf von Schlieffen als Mitarbeiter dazu kommen und ab dem fünften Jahr mit Frau Krejci eine weitere sehr erfahrene Psychotherapeutin zur Mitarbeit gewonnen werden. Von diesem Zeitpunkt an konnte die Konzeption auch eine wichtige Erweiterung erfahren. Die regelmäßigen wissenschaftlichen Fallbesprechungen wurden für alle Therapeuten einerseits ein Forum für die Qualitätssicherung ihrer Arbeit und waren gleichzeitig ein ganz wesentliches kommunikatives Element der sich erweiternden Gruppe. Bei meinem Ausscheiden aus der PBS im Mai 1975 bestand die Ein-

richtung dann aus vier Psychotherapeuten, die den größten Teil ihrer Arbeitskraft der Versorgung der Studenten widmeten. Eine weitere Dokumentation (1975)<sup>7)</sup> über die Jahre 1972–1974 konnte das Konzept und die inzwischen umfangreichen klinischen Erfahrungen festigen und mit dazu beitragen, die Einrichtung auch für die Zukunft zu sichern. Aus dem Ein-Mann-Betrieb war ein funktionsfähiges Team geworden, dessen Existenz nicht mehr übersehen werden konnte und das seinen Platz im universitären Raum gefunden hatte. Die PBS war in diesen sieben Jahren zu einer Einrichtung geworden, die ich damals mit dem Gefühl verlassen konnte, die Kolleginnen und Kollegen würden auf dem Boden ihrer gemeinsamen psychoanalytisch-psychotherapeutischen Grundüberzeugungen diese im Dienste der Studenten weiter lebendig erhalten können. In dem Zusammenhang ist es mir ein Anliegen, vor allem auch meine Nachfolgerin Frau Krejci zu nennen, die nach meinem Ausscheiden dann über Jahrzehnte die Verantwortung für die Einrichtung und für die Kontinuität in deren Weiterentwicklung getragen hat.

Von Anfang an war es auch Frau Bernecker, deren unschätzbare Mitarbeit weit über die üblichen Tätigkeiten einer Sekretärin hinaus das Klima in der PBS mitbestimmt hat. Sie hat es mit ihrer freundlichen, ruhigen und warmherzigen Art auch manchem ratsuchenden Studenten ermöglicht, seine inneren Schwellen zu überwinden, die dem Entschluss zu uns zu kommen, oft noch entgegenstanden. Für mich selbst wären diese ersten Jahre, in denen ich die alleinige Verantwortung für die Einrichtung trug, ohne ihre direkte und indirekte Hilfe und ihre ständige Präsenz nicht zu bewältigen gewesen.

### IV.

Der folgende Abschnitt beruht im Wesentlichen auf der oben zitierten, 1969 vorgelegten ersten Dokumentation. Er übernimmt in Absatz (A) weitgehend die Darstellung der damals entwickelten Struktur der PBS, gibt in Absatz (B) eine Zusammenfassung der Frequentierung der PBS in den Jahren 1968–1975, und in Absatz (C) nach einer kurzen Einführung eine zusammenfassende Übersicht über die Störungsbilder und die Probleme, die seinerzeit gehäuft Anlass waren die PBS aufzusuchen.

#### A) Zur Struktur der Institution

*Die Konzeption der Einrichtung, deren Aufgabenbereich und der Abschnitt 'Dokumentation' sind auszugsweise wiedergegeben. Als Arbeitsmodell wurde der Aufgabenbereich der Beratungsstelle vor deren Eröffnung wie folgt umrissen:*

##### a) Erstberatung

*Der Bereich der Erstberatung umfasst im allgemeinen ein bis drei Sitzungen zu ungefähr einer Stunde Dauer und dient der ... Diagnostik und der Abklärung der den Einzelfall angemessenen therapeutischen Maßnahmen und Möglichkeiten. ... Für schwerer psychisch gestörte Patienten wird im Verlauf der Erstberatungen ein Behandlungsplan in Vorschlag gebracht: stationäre oder ambulante Psychotherapie, Weitervermittlung an niedergelassene Psychotherapeuten zur Langzeittherapie oder zeitlich begrenzte Psychotherapie, Gruppenpsychotherapie oder Kurzzeittherapie.*

##### b) Gruppentherapie

*Im Rahmen der PBS werden psychoanaly-*

4) Raimar Schilling, Erika Krejci und Henning Graf v. Schlieffen: Psychotherapeutische Beratung im Hochschulbereich, Überlegungen zu Situation und Standort. Ztsch. f. Studentische Politik, 6/7, 1973, S.79-89, Hsg. Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung.

5) Raimar Schilling: Die Psychotherapeutische Beratungsstelle für Studierende der Albert-Ludwigs-Universität und der Staatlichen Hochschule für Musik in Freiburg i.Br., Dokumentation 1968-1970, (Manuskript 1969)

6) Raimar Schilling: Psychotherapeutische Beratung für Studierende der Albert-Ludwigs-Universität und der Staatlichen Hochschule für Musik in Freiburg i.Br., Dokumentation 1968-1970, (Manuskript 1970)

7) Erika Krejci, Henning Graf v. Schlieffen: Psychotherapeutische Beratung für Studierende der Hochschulregion Freiburg, Dokumentation 1972-1974, (Manuskript 1975)

tisch orientierte Gruppentherapien durchgeführt, die ohne Bindung an das Semester in anderthalb stündigen Sitzungen mit einer festen Teilnehmerzahl von sechs bis sieben Patienten stattfinden. Es bestehen geschlossene und halboffene Gruppen.

### c) Psychoanalytisch orientierte Kurzzeittherapien

werden bis zu 30 Sitzungen ein- bis zweimal wöchentlich durchgeführt. ... Diese (zeitlich) begrenzten Psychotherapien sind beschränkt auf ausgewählte Fälle, bei denen dieses Verfahren geeignet erscheint, aktuelle, situative Probleme mit Erfolg zu behandeln (beispielsweise spezifisch determinierte Examen- und Arbeitsschwierigkeiten)

Nicht in den Aufgabenbereich der PBS gehört die Durchführung von Langzeitpsychotherapien. Die Finanzierung der im Rahmen der PBS durchgeführten therapeutischen Maßnahmen ist derzeit wie folgt geregelt: Erstberatungen kostenlos, Teilnahme an Gruppenpsychotherapien pro Sitzung 6 DM, Einzeltherapien (Pos. c) 10 DM.

### d) Beratung des Vorstands des Studentenwerks

in allen administrativen Fragen, die die Beratungsstelle und die psychotherapeutischen Probleme von Studierenden betreffen.

e) Mitorganisation von Vortrags-, Diskussions- und Gesprächsabenden für Studierende über Fragen allgemeiner Art aus den psychotherapeutischen Problemkreisen.

### Dokumentation

Informationsquelle ist das unter psychoanalytischen Gesichtspunkten durchgeführte Interview.

Die Angaben des Patienten und die gemachten Beobachtungen werden in einer Patienten-Karteikarte niedergelegt.

## B) Frequentierung 1968 – 1974

An den Hochschulen in Freiburg waren in jenen Jahren 20.000 Studenten eingeschrieben. Die nachstehende Übersicht orientiert, in welcher Zahl Studenten die PBS seinerzeit erstmalig aufgesucht haben. Differenzierte Angaben finden sich in den zitierten Dokumentationen.

1968	–	274 Studierende
1969	–	244 Studierende
1970	–	282 Studierende
1971	–	349 Studierende
1972	–	370 Studierende
1973	–	334 Studierende
1974	–	403 Studierende

## C) Einige Bemerkungen zur psychotherapeutischen Arbeit mit den Studierenden

Ich habe jene Jahre als eine Zeit von sehr großer Dichte auch des eigenen Erlebens in Erinnerung. In den Begegnungen mit vielen dieser jungen Menschen hat mich deren Lebendigkeit und Ernsthaftigkeit bei der Suche nach der Bewältigung ihrer Konflikte und Lebensprobleme beeindruckt. Leidenschaftlichkeit in den Erwartungen an das Gespräch mit dem Erfahreneren, aber auch notwendige Auseinandersetzungen bestimmten oft die therapeutischen Gesprächssituationen und gaben diesen ihre eigene Dynamik. Für mich als den

Psychotherapeuten wurden diese bei aller Anstrengung auch immer wieder zu der Erfahrung, bei vielen Menschen kreative seelische Entwicklungsprozesse begleiten zu können. Die unten stehende distanzierte und nüchterne klinische Zusammenfassung kann kaum etwas wiedergeben von der enormen Dramatik, die über vielen dieser Begegnungen lag, in denen die eigenen Vorstellungen des Psychotherapeuten sich immer wieder zu bewähren hatten.

Der Psychotherapeut begegnet seinem Patienten in erster Linie als unverwechselbarem einzelnen Menschen und hat jedes an ihn herangetragene Anliegen als Teil eines individuellen Lebensschicksals zu verstehen. Durch die Verdichtung von vielen Erfahrungen entstehen aber auch Eindrücke, die sich zu Gesamtbildern formen. Dem versuchte ich damals zusammenfassend in einer abstrahierenden Beschreibung Ausdruck zu geben. Diese verzichtet zwar darauf, diagnostisch-begriffliche Kriterien in den Vordergrund zu stellen und nimmt vor allem auf die Gesamtsituation Bezug, in der die Probleme des Einzelnen damals sichtbar wurden. Sie verzichtet außerdem darauf, die an sich wesentlichen psychoanalytischen Aspekte zu beschreiben, wie sie in den eingehenden Interviews zugänglich wurden. Ich gebe hier als Zitat den letzten Absatz meiner damaligen Dokumentation wider über diese ersten Erfahrungen aus dem Jahr 1968, weil viele dieser Aussagen auch für die folgenden Jahre gelten. Im Rahmen meines kleinen Rückblicks soll das Gesamtbild der Beschreibung jener Jahre in dieser Hinsicht lediglich ergänzt werden. Ich gehe davon aus, dass anderweitig noch eingehender die aus den letzten Jahrzehnten vorliegenden psychoanalytischen Erkennt-

nisse, beispielsweise über spätadoleszente Krisen im studentischen Lebensraum, zur Darstellung kommen können.

### Zitat aus der Dokumentation von 1969:

„Der hohe Anteil von Lern-, Kontakt- und situativ bezogenen depressiven Störungssyndromen und die Koppelung dieser Symptomgruppen untereinander ist offensichtlich als gruppenspezifisches Geschehen anzusehen. Es wäre infolgedessen verfehlt, derartige Störungen nur vom Einzelfall, das heißt von der persönlichen Lebenssituation her zu sehen. Zwar sind neurotische Determinanten als präformierte Verhaltensweisen in der Individualsituation immer nachweisbar. Offensichtlich erfahren diese aber durch objektive, das heißt Umweltfaktoren zumindest eine spezifische Polarisierung. Insofern dürfte es nicht haltbar sein, die Entstehung derart thematisch situativ zentrierter Symptomgruppen nur auf lebensgeschichtliche Zusammenhänge beziehen zu wollen. Es ist bei allen Erwägungen doch mit zu berücksichtigen, in wie starkem Maße die studentische Lebenssituation als Ganzes eine Stress-Situation ist mit entsprechenden Auswirkungen auf alle Persönlichkeitsbereiche und gerade auch deshalb wesentlich mit dazu beiträgt neurotische Strukturen zu aktualisieren, manifest werden zu lassen und nicht zuletzt die Verlaufsrichtung einmal entstandener psychischer Störungen im negativen Sinne zu prägen.“

8) Raimar Schilling, Ansprache anlässlich der Verabschiedung als Leiter der PBS am 02.05.1975 (unveröffentlichtes Manuskript 1975)



# Erika Krejci

## Eigenheiten studentischen Lebens und Denkens

V.

Diese kurze ergänzende Übersicht schließt meinen Bericht ab. Mit vielen meiner Gedanken konnte ich bei der Abfassung meines Textes auf ein kleines Referat<sup>8)</sup> zurückgreifen, das ich anlässlich meines Ausscheidens aus der PBS am 02.05.1975 gehalten habe. Meine jetzigen Ausführungen können sich, gemessen an dem langen Zeitraum von über vierzig Jahren, in dem die PBS inzwischen besteht, nur auf einen vergleichsweise kleinen Zeitabschnitt beziehen. Viele Kolleginnen und Kollegen haben seitdem diese Arbeit fortgeführt und weiter gestaltet. Der gegenwärtige aktuelle Anlass, das vierzigjährige Bestehen der PBS angemessen zu würdigen, gibt mir Gelegenheit zu betonen, dass ich es nicht als selbstverständlich ansehe, dass sich die Psychotherapeutische Beratungsstelle unter dem Dach des Studentenwerks Freiburg in so langen und von so viel Veränderungen geprägten Zeiträumen in so eindrucksvoller Weise weiter entwickeln und gleichzeitig ihre unverwechselbare Gestalt erhalten konnte. Aus meinen eigenen Erfahrungen in jenen frühen Jahren, die ich für mich selbst immer auch als Bereicherung in Erinnerung behalten konnte, verbindet mich Dankbarkeit mit allen, die später diesem Anliegen weiter ihre Kraft gewidmet und ihm auf diese Weise bis heute seine Lebendigkeit erhalten haben.



Dr. med. Dipl.-Psych. Raimar Schilling  
Leiter der Psychotherapeutischen  
Beratungsstelle von 1968 – 1975

### Verzeichnis der Literaturhinweise

- Dörner, K.: Hochschulpsychiatrie, Stuttgart 1968  
Dörner, K.: Hochschulpsychiatrie: ein Problemfeld der Sozialpsychiatrie  
Zschr. Nervenarzt 40, S. S. 1-7, 1969  
Krejci, E., Graf v. Schlieffen, H.: Psychotherapeutische Beratung für  
Studierende der Hochschulregion Freiburg,  
Dokumentation 1972-1974 (Manuskript 1975)  
Schilling, R.: Die Psychotherapeutische Beratungsstelle für Studierende  
der Albert-Ludwigs-Universität und Musikhochschule Freiburg i. Br.  
im ersten Jahr ihres Bestehens. (Manuskript 1969)  
Schilling, R.: Psychotherapeutische Beratung für Studierende der  
Albert-Ludwigs-Universität und der staatlichen Hochschule für  
Musik in Freiburg i. Br., Dokumentation 1968-1970,  
(Manuskript 1970)  
Schilling, R. Krejci, E., Graf v. Schlieffen, H.: Psychotherapeutische  
Beratung im Hochschulbereich. Überlegungen zu Situation und  
Standort, Zschr. f. Studentische Politik, 6/7, S. 79-89, 1973,  
Hsg. Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung

Es gibt keine Neuigkeiten über Fortschritte im menschlichen Wesen zu vermelden. Und gibt es Neues über das Denken und Erleben von Studenten zu sagen? Es ist eigentlich immer das alte Lied. Es ist viel darüber geschrieben worden, aber da diese Beobachtungen nicht pragmatisch verwertbar sind, haben sie auch nicht allzu viel Interesse erregt. Während sich die Außenwelt rasant verändert, bleiben die Menschen sich ziemlich gleich. Die Familienstrukturen haben sich gelockert, die Erziehungseinflüsse sind unkoordinierter und oft anspruchsloser geworden. Das Wissen, das in tradierten Lebensformen enthalten war, ist zu einem guten Teil verloren gegangen, so dass die Verselbständigung der Individuen im Laufe von Kindheit und Jugend oft von einer chaotischen Anspruchslosigkeit ersetzt worden ist. Selbstbestimmung ist schwieriger, als in den Weltraum zu fliegen. In Stanley Kubricks Film 2001 ist einer Szene, in der ein Astronaut vom Raumschiff weg in die Weiten des Alls davon trudelt, die Melodie von „Hänschen klein“ unterlegt – ein sehr kluges und sehr erschreckendes Detail. Die Menschen bleiben tief in sich Kinder, trotz all der großen Erfindungen, die gemacht worden sind, und trotz all des Wissens, das inzwischen angehäuft wurde. Wie es aber im „Mann ohne Eigenschaften“ heißt, benimmt sich der Mensch bei allem, was für das Höhere gilt, weit altmodischer, als seine Maschinen es sind. Nur interessieren sich die meisten gar nicht für eine solche Standortbestimmung. Für sie ist Wissen etwas konkret Verwertbares. Wenn wir als Psychoanalytiker also wieder und wieder von Entwicklungsproblemen sprechen, die sich für jede Generation von neuem stellen, die sich in ihrem Wesen aber wenig verändern, liegen wir damit nicht im Trend.

Der Trend ist: Beschleunigung in vielen Lebensbereichen bei gleichzeitig eher passivem Lebensstil, Aufhebung von Grenzen, Verminderung von Anstrengungen, Vergnügen. Der Gegenteil ist Besinnung auf die Konsequenzen des eigenen Tuns und Seins. Psychoanalytiker sprechen von Wachstumschmerzen, der Notwendigkeit des Durchleidens von Unsicherheit und Zweifeln, von Trennungen und dem Anerkennen von Grenzen, um mit sich selbst bekannt zu werden und Halt und Festigkeit für sich selbst und für die anderen, insbesondere auch für spätere Kinder zu finden. Studieren hat eine andere Auswirkung auf die Persönlichkeitsbildung als das Erlernen von Fertigkeiten in einer Berufsausbildung. Die Integration des Lernstoffes, des rationalen Wissens, in die Strukturen der Gesamtpersönlichkeit ist eine bedeutsame Aufgabe für Studierende und führt nicht selten zu manifester psychischer Symptombildungen.

Menschen sind eine Spezies, die sich extrem langsam entwickelt, erst im Säuglingsalter und dann bis weit über die Pubertät hinaus, und wenn es gut geht bis zum Lebensende. Wenn Abiturienten an die Universitäten kommen, haben sie oft noch wichtige Entwicklungsschritte vor sich. Sich selbst als eigenständiges Zentrum des persönlichen Schicksals zu begreifen und zwar trotz all der Entindividualisierung der Jetztzeit, ist wirklich eine lebenslange Aufgabe. Der Vielschichtigkeit der eigenen Person gerecht zu werden, ist eine Herausforderung, die kreative Lösungen bei den Zukunftsentwürfen verlangt. In der gegenwärtigen Situation nehmen Tendenzen zu einer Normierung aller Lebensbereiche zu und zwar trotz einer Vielzahl von Angeboten im

Bildungsbereich. Die Unsicherheiten über mögliche Berufschancen unterstützen den Anpassungsdruck. Die Zukunftsaussichten sind ungewiss und es gibt viele Ängste, der Interessensausgleich der verschiedenen Kulturen, Regionen und Bevölkerungsschichten in dem großen Projekt der Globalisierung könnte misslingen. Die weltweite Dimension der Aufgabenstellungen macht den Einzelnen klein, noch kleiner, als er es früher war.

Zunächst aber muss der ureigenste Entfaltungsspielraum durch die Ablösung von der Familie gewonnen werden. Sie umfasst unter vielem anderen die Auseinandersetzung mit den Erwartungen und Wunschvorstellungen der Eltern, die oftmals mit den eigenen nicht kompatibel sind. Kinder sind häufig sehr in die unbewusste Phantasie- und Wunschwelt der Eltern und in deren Ängste eingesponnen. Solche Konflikte werden häufig nur langsam bewusst, da die Trennung, die mit ihrer Austragung verbunden ist, mit erheblichen Ängsten vor Beschädigungen der Beziehungen einhergehen kann. Die Auseinandersetzung mit emotionalen Bindungen erfordert ein anderes Denken als das, das in der Schule oder an den Universitäten gelehrt wird. Emotionales Denken folgt nicht den Regeln der Logik, da es mit unbewussten Prozessen in Verbindung steht, sonst bildet es die psychische Wirklichkeit nicht ab. Im Gegensatz zu den Verallgemeinerungen und Abstraktionen, mit denen im Bereich des rationalen Wissens hantiert wird, ist im Bereich von Selbstbeobachtung des eigenen, emotionalen Geschehens Genauigkeit und Wahrhaftigkeit gefragt. Für eine wirkliche Selbstwahrnehmung ist die Suspendierung des

urteilenden Ichs, also der vorübergehende Verzicht auf Selbstbewertung und Selbstverurteilung eine Voraussetzung, die nicht selten erst im Schutz einer therapeutischen Beziehung möglich wird. Bei aller äußeren Befreiung von konventionellen Einschränkungen sind innere Vorgaben darüber, was man fühlen und denken darf, unverändert vorhanden, wenn auch in individuell sehr unterschiedlicher Rigidität. Aber nicht Vorgaben helfen weiter, wenn man etwas über sich selbst erfahren will, nicht die Vorstellung, wie man sein soll, sondern die Courage, das unverwechselbar Eigene wahrzunehmen. Es zeigen sich häufig widersprüchliche oder sogar unvereinbare Gefühlseinstellungen z.B. den Elternfiguren gegenüber, was sehr irritierend sein kann. Wenn dann kein Gefühl dafür da ist, dass man sich als Person entwickeln kann und dass Konflikte nicht notwendigerweise so statisch bleiben müssen, wie sie in festgefahrenen Familienkonstellationen erscheinen, ist das sehr belastend. Neue Perspektiven auf das Konfliktfeld eröffnen unter Umständen Lösungsansätze, die wieder die Zukunft zu einem offenen Raum macht. Die Erfahrung eines paradigmatischen Lernens z.B. innerhalb einer therapeutischen Situation gibt dann wieder Hoffnung. Statistische Größen und Sollwerte sind hier irrelevant und beeinträchtigen nur das Interesse an dem Einmaligen. Gefühle gehen ihre sehr individuellen Wege. Gelegentlich ist das Befremden über die eigenen Reaktionen so groß, dass es therapeutischer Hilfe bedarf, um die inneren Dissonanzen zu bearbeiten und aufzulösen. Auch die eigenen Wunschvorstellungen erweisen sich häufig als unrealistisch. Erst die Anstrengungen, die die Bewältigung konkreter Aufgaben erfordert, führt das heranwachsende Individuum

dazu, sich besser mit sich selbst bekannt zu machen. Jeder Einzelne muss für sich herausfinden, wie weit seine Vorstellungen von sich tatsächlich auch realisierbar sind. Er muss sich von Wunschdenken und Selbstüberschätzung verabschieden, andere müssen sich aus Kleinmut und Verzagtheit zu ihren eigentlichen Fähigkeiten hindurch arbeiten.

Der soziale Bereich außerhalb der Hörsäle und Seminare stellt hohe Anforderungen an Kontaktbereitschaft, eine gewisse Selbstsicherheit, Angstfreiheit und Frustrationstoleranz. Nicht selten sind Kontaktbedürfnisse größer als das, was realisiert werden kann. Kontaktbörsen und Chatrooms sind die abstrakt gewordenen Begegnungsorte der Gegenwart. In dem quirligen Leben sind viele, die nicht oder nur oberflächlich mithalten können. Gemeinsames Lernen ist hilfreich, aber zu Freundschaften führt es nicht so leicht wie ein gemeinsames Tun, ein gemeinsames Engagement. So ist viel Anonymität unter der lebhaften Oberfläche.

Partnerschaftssuche ist ein ganz wesentliches Anliegen dieser Altersgruppe. In der Sexualität sind viele Verbote verschwunden, Erfahrungen mit unterschiedlichen Partnern eher die Regel, Unvoreingenommenheit ein hohes Gut. Ob gleich- oder andersgeschlechtlicher Partner – es soll alles möglich sein. Aber der Erwerb einer sexuellen Identität ist durch die Freizügigkeit nicht erleichtert worden, im Gegenteil. Jeder ist ohne die Hilfe einer gesellschaftlich vorgeprägten Rollenvorstellung auf sich selbst verwiesen, um die für ihn passenden Erlebnisweisen und Vorstellungen herauszufinden.

Da Eltern sich heutzutage leicht trennen und das Interesse der Kinder an ihren Beziehungen zu einem Elternpaar, das zusammen gehört, oft zu kurz kommt, ist die Erfahrung solcher Kinder mit der Tolerierung von Andersartigkeit und konflikthafter Differenzen eher gering. Daher wird es wie eh und je schwierig bei der Vertiefung von Liebesbeziehungen, bei der Gewinnung von Vertrauen, der Gestaltung von Differenzen, dem Ausgleich unterschiedlicher Bedürfnisse nach Nähe und Distanz. Das Aufweichen der Rollenvorstellungen von Mann und Frau wirkt auf jemanden, der nicht mehr so sehr von den neuesten Erkenntnissen im Bereich von Sex and Gender beeindruckt ist, gelegentlich regelrecht komisch, da diese neuen Relativierungen wunderbar benutzt werden können, um unbewussten Phantasien eine durchaus irrationale, aber anerkannte Gestalt zu geben.

Im Zeitalter virtueller Welten drängt sich die Frage nach der Rolle der Phantasiewelt im Leben des Einzelnen auf. Dieser Bereich des Erlebens, der von der Realitätskontrolle nicht eingeschränkt und reglementiert wird, ist für alle, die halbwegs im Frieden mit sich selber leben, ein Rückzugsraum, ein Spielraum, in dem Ungewöhnliches geschieht, Grenzen ausgeweitet, unbekannte Möglichkeiten ausgestaltet werden. Das phantasierende Vorbereiten macht einen wichtigen Teil individueller Erfahrung aus, gerade auch in der Sexualität. Die Beachtung der eigenen Träume kann zu einer wichtigen Selbstkonfrontation werden. Wie ist das jedoch heute, wo in einem Übermaß Phantasieproduktionen von den Medien bereitgestellt werden und sich an allen Ecken und Enden Klischees aufdrängen?

Der Raum zur individuellen Gestaltung des Lebens ist viel größer geworden, als er es in früheren Zeiten war, er wird aber zugleich durch das Uniforme einer Moderne bedroht, die mit ihren intrusiven Medien das Leichte, Bequeme, Unernstes und das Machbare propagiert. Die Vorstellung von einer Ausbildung von Persönlichkeit ist unmodern geworden. Unter dem Druck der großen Zahlen und der Ideologie der Machbarkeit bleibt dafür wenig Raum. Die Erfahrungswelten ähneln sich besonders in der passiven Gestaltung. Hinzu kommt, dass Erziehung der Kinder für viele Eltern offenbar keine Verpflichtung mehr darstellt, so dass die jungen Erwachsenen oft nicht auf akzeptierte und verehrte Vorbilder und haltgebende innere Strukturen zurückgreifen können.

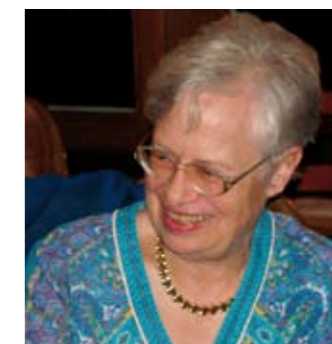
**M**it der Entwicklung des Computerwesens sind wir von einer Springflut von Informationen versorgt worden, deren Qualität und Relevanz oft völlig unerkennbar ist. Studenten bewegen sich besonders stark in einer Welt fiktiven Wissens, dessen Beziehung zur Realität offen ist. In der Medizin und den naturwissenschaftlichen Fächern ist diese eher gewährleistet als in geisteswissenschaftlichen, und dennoch wirft die unüberschaubare Fülle ein Problem der Orientierung für alle auf, das eine Belastung darstellt. Langsam sind Stimmen zu hören, die auch Naturwissenschaften wieder stärker in ihrem Stellenwert für die menschliche Gemeinschaft befragen und die Vermehrung von Wissen um des Wissens willen und die Ausdehnung der Naturbeherrschung als Ausbeutung problematisieren, wenn die Bezüge zur Existenz der Menschen dabei nicht mehr ausreichend vorkommen.

Viele Studenten vermissen die Befriedigungen des konkreten Lebens und konkreter Aufgaben während ihrer Studienjahre, nicht wenige so sehr, dass sie Lernstörungen entwickeln. Das Sinnlich-Konkrete bietet andere Herausforderungen und andere Gratifikationen als die Beschäftigung mit den Büchern. Die Reibung an der Welt fehlt, formulierte eine Studentin, ohne dabei bewusst an den libidinösen Charakter dieser Aussage zu denken. Anfertigen wissenschaftlicher Arbeiten kann als reine Pflichtübung absolviert werden, um die notwendigen Leistungsnachweise zu erhalten, wobei eine derartige „pragmatische“ Einstellung aber ihre Tücken hat. Johann Christoph Lichtenberg notierte: „Er exzerpierte beständig, und alles, was er las, ging aus einem Buch neben dem Kopf vorbei in ein anderes.“ Heute ist das durch das Computerwesen zusätzlich erleichtert und die Berge von beschriebenem Papier wachsen. Was geschieht dabei in den Köpfen?

**S**tudenten, diese Gruppe begabter junger Leute, die ihr Leben noch vor sich haben, die sich auf zukünftige Aufgaben, Berufe, Verdienstmöglichkeiten vorbereiten, indem sie sich Wissen aneignen, haben immer ein Potential von Veränderungen und Hoffnungen gegenüber den bestehenden Verhältnissen verkörpert. Frisch, oft radikal und provozierend, sind aus ihren Reihen von Generation zu Generation Anregungen zu neuem Fühlen, zum Entwurf neuer Lebensformen gekommen. Das war aber leichter in Zeiten, in denen das Leben verkrustete Strukturen hatte, gegen die man opponieren konnte, verbunden mit dem Gefühl eigener Kraft und mit Vorstellungen von einer besseren Welt. Gegen die Dominanz des

materiellen Denkens und der Herrschaft des Geldes und unter den Auspizien der Globalisierung ist es schwerer, Revolution zu machen. Einen Wertekanon zu schaffen, in dessen Zentrum die menschliche Entfaltung und die Entfaltung der menschlichen Beziehungen einschließlich der Beziehungen zu ihrer natürlichen Umwelt stehen würde, wäre der Mühe wert. Das würde aber eine ernsthafte Beschäftigung mit den Kernbedingungen eines gelingenden menschlichen Zusammenlebens und zwar über die demokratische Verfasstheit des Gemeinwesens hinaus erfordern. Es würde eine Vorstellung von Bildung voraussetzen, nicht im Sinne eines Bildungskanons, sondern im Sinne von Persönlichkeitsbildung. Das Ernstnehmen von Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung sollte nicht in esoterischen Gruppen ausgelagert werden; es sollte selbstverständlicher Teil von Erziehung sein. Von Ingenieuren sagt Musil, sie würden „den Vorschlag, die Kühnheit ihrer Gedanken statt auf ihre Maschinen auf sich selbst anzuwenden, ähnlich empfunden haben wie die Zumutung, von einem Hammer den widernatürlichen Gebrauch eines Mörders zu machen.“ Damit ein solcher Vorschlag also Gegenliebe finden könnte, müsste etwas passieren, um die Beschäftigung mit sich selbst nicht als Selbstbefriedigung oder Selbstbespiegelung, sondern als Bereicherung und Hilfe bei der Gestaltung des Lebens erkennen zu können. Oft ist es die Begegnung mit Krankheit, Angst, Einsamkeit, Ohnmacht gegenüber den rational gewählten Zielsetzungen oder Liebesverlust, durch die die Zuwendung zum eigenen Erleben mehr oder weniger erzwungen wird. Solche krisenhaften Erfahrungen tragen die Gefahr von Stagnation, depressiven Einbrüchen oder auch

suizidalen Verzweiflungstaten mit sich. Ihre Häufigkeit in der studentischen Jugend hat zur Einrichtung von Psychotherapeutischen Beratungsstellen für Studierende als flankierende Angebote im Studium geführt. Sie bieten die Möglichkeit, mit der Hilfe gut ausgebildeter, erfahrener Personen aus solchen menschlichen Herausforderungen bereichernde Erfahrungen werden zu lassen und den eigenen, inneren Werdegang bewusster als zuvor fortzusetzen.



Dr. med. Erika Krejci  
Leiterin der PBS von 1975-1996

# Albert Fersching

## Zu Bedingungen und Charakteristiken der psychotherapeutischen Studierendenberatung

Im Folgenden will ich aufzeigen, wie wir bei unserer psychotherapeutischen Beratung für Studierende arbeiten und wie wir dabei Behandlungsprinzipien und theoretische Konzepte der Psychoanalyse einbeziehen. Da sich diese Beratungsarbeit auf dem Hintergrund allgemeiner gesellschaftlicher und hochschulstruktureller Bedingungen sowie bestimmter Bedingungen in der biografischen Entwicklung der ratsuchenden Studierenden abspielt, will ich zunächst auf diese Bedingungen eingehen und sodann unsere Arbeit beschreiben.

### 1. Zu Hintergrundbedingungen des Studiums

Spätestens in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts setzte eine gesellschaftliche Entwicklung ein, gekennzeichnet durch Ressourcenverknappung, Informationsgesellschaft und Globalisierung, die sowohl den Zugang zum Studium, zum Beispiel durch Ausweitung des Numerus Clausus und durch die Einführung neuer Studien- und Prüfungsordnungen (Bachelor, Master), als auch den Übergang in den Beruf schwerer und komplizierter macht. Bei diesem Übergang muss ein Hochschulabsolvent erhebliche Unsicherheiten in Kauf nehmen, wo er seinen Arbeitsplatz und seinen Platz in der Gesellschaft finden wird und sich häufig dem Druck anpassen, sich hinsichtlich seines Einsatzortes „flexibel“ zu verhalten, oft ohne Rücksicht auf persönliche Bindungen.

Dabei hat der Einzelne ohnehin vielfältige Anforderungen zu erfüllen, will er ein Studium erfolgreich durchlaufen. Er muss sich von seinem familiären Lebenskreis lösen

und ein eigenes Beziehungsnetz aufbauen. Er muss sich mit den Spielregeln der Institution Hochschule vertraut machen und Lern- und Wissenseinheiten erarbeiten, deren Komplexität die bisher gekannte übersteigt. Nicht zuletzt gilt es, Konkurrenz und – über Prüfungen vermittelte – Selektionsmechanismen zu ertragen sowie mit Kommilitonen und mit Hochschullehrern zu kooperieren. Alle diese Aufgaben stellen sich in der sogenannten Spätadoleszenz. In dieser Lebensphase finden nochmals Umbrüche und Neugestaltungen statt. Verschiedene Möglichkeiten der psychischen Entwicklung können nochmals offen gehalten werden, danach muss es jedoch zu einer entscheidenden Festlegung kommen.

Diese spätadoleszente psychische Entwicklung kennzeichnet sich vor allem durch:

- Die innere Ablösung von den Elternfiguren, die mit neuer Freiheit, aber auch Desillusionierung, Trauer und Wut verbunden ist, zudem die Chance enthält, mit realistischeren und „humanisierteren“ Eltern- und auch Selbstbildern als bisher zu leben.

- Die Festigung der eigenen Identität, das heißt, es muss eine entscheidende und nachhaltige Antwort gefunden werden auf die Frage: Wer und wie bin ich? Und: Wer und wie bin ich nicht? Dabei werden bisherige Bilder, die der einzelne von sich und die anderen von ihm haben, ebenso Wertorientierungen und Lebensgrundsätze, nochmals ausprobiert, zum Teil ausgeschieden und in eine stabile Fassung gebracht.

- Der Andere, zunächst Fremde, muss in einem aktiven Prozess gesucht, besetzt werden, so dass er eine neue Selbstverständlichkeit erlangt.

Diese spätadoleszenten Entwicklungsprozesse, in Verbindung mit den zuvor genannten Anforderungen von Gesellschaft und Studium, sind notwendigerweise mit Erschütterungen und Krisen verbunden. Damit geht aber auch eine Chance einher, für bisherige Konflikte oder Fehlentwicklungen neue Lösungen zu finden. Dem jungen Erwachsenen steht hierbei ein enormes Potential an Kreativität und Veränderungskraft zur Verfügung, was ein wichtiges Kennzeichen dieser Lebensphase ist. Allerdings können bisherige Konflikte und Fehlentwicklungen überwältigend sein und es kann ein Ausweg in hilfloser Passivität, in Vermeidung, Rückzug und Krankheit gesucht werden.

### 2. Zur psychoanalytisch orientierten psychotherapeutischen Beratung von Studierenden

Verschiedene empirische Studien aus den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts haben ergeben, dass sich psychische Schwierigkeiten, die Studium und Leben beeinträchtigen, bei ca. 20% der Studierenden finden. Die wichtigsten Anlässe, aufgrund derer Studierende psychotherapeutische Beratung aufsuchen, sind Identitäts- und Selbstwertprobleme, Arbeits-, Lern- und Leistungsstörungen, Prüfungsängste, Beziehungsprobleme, Ängste und Schwierigkeiten im zwischenmenschlichen Bereich, depressive Probleme, neurotische und psychosomatische Symptomatiken. Diese Schwierigkeiten und Symptome werden von den Studierenden, die eine Beratungsstelle aufsuchen, meistens als aktuelle und gegenwärtige erlebt und geschildert.

Dementsprechend erwarten sie von einer Beratung häufig eine rasche fachkundige Hilfe, die auf diese gegenwärtigen Schwierigkeiten bezogen ist.

Die Bezeichnung Psychotherapeutische Beratung wurde gewählt, um auf den Unterschied zu anderen Beratungsanlässen, zum Beispiel zu Rechts- und Bafögberatung hinzuweisen und um die Kompetenz und Haltung der Berater/Beraterinnen deutlich zu machen, von denen in den studentischen Beratungsstellen in Deutschland eine anerkannte psychotherapeutische Ausbildung verlangt wird.

Psychotherapeutische Beratung wird oft als Vorstufe von Psychotherapie oder als kurze pragmatische Psychotherapie angesehen. Im Zuge zunehmender Professionalisierung von Beratung wurden eigene Konzepte entwickelt, die auf Erfahrungen der Psychotherapie und Psychoanalyse, aber auch der Kommunikationstheorie und Pädagogik zurückgreifen.

Wir verstehen psychotherapeutische Studentenberatung als eine auf Kompetenzförderung ausgerichtete Kommunikation zwischen Studierendem und Berater, bei der versucht wird, mit dem Ratsuchenden im Hinblick auf seine persönliche Krisen und Konflikte, die im Hochschulalltag entstehen bzw. aktualisiert werden, Bewältigungs- und Entscheidungsstrategien zu erarbeiten. Dabei werden im Einzelfall nicht nur die aktuelle seelische Verfassung des Betroffenen, sondern auch wichtige Bedingungen aus seiner persönlichen Geschichte einbezogen. Als wichtige Wahrnehmungs- und Strukturierungshilfe dient uns dabei die Psychoanalyse.

Allgemein lässt sich unsere Beratungsarbeit folgendermaßen kennzeichnen:

Wir orientieren uns nicht nur an einem Krankheitskonzept, sondern an einem Verständnis, nach dem Schwierigkeiten, Desorientierung, Krisen oder Konflikte zu der Lebenssituationen Studium in der Phase der Spätadoleszenz gehören. Zugleich suchen wir den Krankheitscharakter eines Problems zu erkennen. Das heißt, es leitet uns eine doppelte Wahrnehmungseinstellung, die einer Entpathologisierung und die einer psychopathologischen Zuordnung.

Wir versuchen offen zu sein für individuelle Störungen und ungünstige Entwicklungsverläufe, wie auch für die Auswirkungen sozialer und institutioneller Bedingungen, beispielsweise veränderte Studien- und Prüfungsordnungen, Schwierigkeiten im Verhalten von Prüfern, besondere Stressbedingungen in bestimmten Fachbereichen.

Wir versuchen die Hemmschwelle für unsere Beratung niedrig zu halten – im Unterschied zu den strikten und „patientifizierenden“ Regelungen des Gesundheitssystems.

Wir arbeiten ergebnisorientiert: Es geht darum, dass der Ratsuchende neue Sichtweisen und Einstellungen, eine kognitive und emotionale Neuorientierung sowie konkrete Verhaltensänderungen oder ein vertieftes Verständnis seiner Probleme finden kann.

Wir nehmen eine offen-empfindliche und eine aktive Haltung ein. Der Berater/die Beraterin übernimmt Verantwortung für einen auf Kompetenzerwerb ausgerichteten Beratungsprozess.

### 3. Zu Besonderheiten der psychoanalytisch orientierten psychotherapeutischen Studierendenberatung

**A**uch wenn Beratung nicht einfach eine pragmatische Unterform von Psychotherapie ist, sind die theoretischen und handlungstechnischen Konzepte, die in der Psychoanalyse bisher entwickelt wurden, für uns zu einer unerlässlichen Orientierungs- und Strukturierungshilfe geworden, um die vielfältigen Interaktionsformen in der Begegnung mit einem Ratsuchenden zu erfassen. Wir gehen davon aus, dass das, was wir über Beziehungen in der psychoanalytischen Behandlung kennen, in der Beratungskommunikation auch vorkommt. Aber wie sieht die spezielle Anwendung aus? Ich will sie anhand einiger wichtiger therapeutischer Begriffe darstellen.

#### Interaktion

**I**n der Beratungssituation nehmen Berater und Ratsuchender einander wahr und wirken aufeinander ein. Der Ratsuchende entfaltet im Gespräch mit dem Berater/der Beraterin sein Problem, seine Schwierigkeit. Wir laden den Studierenden dazu ein, die Eigenart und den Verlauf, den Beginn und die Auslösebedingungen des Problems zu schildern, ebenso seine Einschätzung von Schwere und Bedeutung des Problems sowie seine bisherigen Problemlösungsversuche. In der sich entfaltenden Interaktion erfahren wir nicht nur etwas über diese Aspekte, sondern auch darüber, wie der Ratsuchende – häufig unbewusst – Beziehungen strukturiert, welche Vorstellungen und Ideale er von sich und von anderen hat, wie er sich gesehen fühlt, und welche grundsätzlicheren Widerstände, Regres-

sionsneigungen und Konflikte deutlich werden. Wir nehmen die subjektive Sicht des Ratsuchenden empathisch wahr, folgen ihr aber nicht nur. An der sich vertiefenden Interaktion nehmen wir ständig in diagnostischer, schon sehr früh auch in therapeutischer Weise aktiv teil. Dem Ratsuchenden teilen wir sukzessive unseren Eindruck und unsere Einschätzung mit. Als wichtige Informationsquellen dienen uns hierbei Übertragungs-, Gegenübertragungs- und Containingprozesse.

#### Übertragung

**V**erkürzt gesagt, bedeutet Übertragung, dass der Ratsuchende Erfahrungen aus seinen bisherigen bedeutenden Beziehungen und damit verbundene Erwartungen, häufig unbewusst, auf den Berater richtet. Nur auf einige solcher in der Beratungspraxis häufig vorkommende Erwartungen will ich aufmerksam machen:

Studierende befinden sich noch in einem intensiven Identitätsfindungsprozess, der häufig mit starken Autonomiebestrebungen einhergeht. Das heißt, der Ratsuchende will selbst bestimmen, ob und wie oft er zu der Beratung kommt, er will kommen und gehen können. Dem Berater trägt er die Rolle des Mohrs an, der, wenn er seine Arbeit, seine Schuldigkeit, getan hat, gehen kann. Je nach Konfliktneigung kann der Ratsuchende Beratung erleben als sicheren Ort, eventuell verbunden mit infantilen und idealisierten Vorstellungen und Ansprüchen. Der Berater kann fungieren als Eltern-, Geschwister- oder Großelternfigur, die als liebend, strafend, verwöhnend, verführend, bevormundend oder in Loyalitätskonflikte verwickelnd erlebt wird.

Berater und Beratungsstelle können als Bundesgenossen der Institution Hochschule, der Prüfungsämter oder der Lehrenden wahrgenommen werden, denen man mit Argwohn oder Skepsis begegnet, eventuell auch mit der Angst vor Indiskretion.

#### Gegenübertragung

**D**amit ist die Gesamtheit der beim Berater in der Begegnung mit dem Ratsuchenden ausgelösten emotionalen und kognitiven Reaktionen gemeint. Gleichgültig welcher Beratungsanlass besteht und welche Probleme geschildert werden, seien es Prüfungsängste oder depressive Verstimmungen nach der Trennung von der Freundin, immer nehmen wir vom ersten Augenblick an der impliziten, häufig unbewussten Interaktion teil, in der uns bestimmte Attribute und Rollen oder Selbstanteile des Ratsuchenden angetragen werden und auf die wir mit unserer Persönlichkeit, unseren Konfliktneigungen, unseren besonderen Befindlichkeiten in der jeweiligen Lebensphase und so weiter zu „antworten“ geneigt sind. Auf einige solcher Antworttendenzen soll hingewiesen werden:

Eigene „Theorien“ über Hochschule, bestimmte Lehrende, über den „klugen“ oder „Versager“-Studenten. Eigene ehemalige Konflikte, Erfolgs- und Misserfolgsgeschichten bei Prüfungen, daraus resultierende Milde-, Strenge-, Verbrüderungs- bzw. Verschwesterungstendenzen gegenüber Misserfolg/Versagen beim Ratsuchenden.

Erfahrungen mit Ablösungskonflikten und Studienproblemen bei den eigenen Kindern.

# Jürgen Griesser

## 40 Jahre Psychotherapeutische Beratungsstelle für Studierende (PBS) des Studentenwerks Freiburg: Geschichte und gegenwärtiger Standort

### Containing

**C**ontaining bedeutet nicht nur, dass wir als Berater sehr präsent, wach und responsiv sein müssen, sondern vor allem auch, dass wir Gefühle von Verwirrung, Langeweile, Denkstörung, Gereiztheit, Ärger und Sexualisierung zunächst innerlich so lange aushalten, bis sich ein wirkliches und für die beraterische Arbeit nützliches Verständnis erschließt.

Was machen wir in der Beratung mit Übertragung, Gegenübertragung, Containing? Ein handelnder Umgang mit diesen Phänomenen hat sich als sehr fruchtbar erwiesen. Das heißt: deren Gewährleistung leitet Interventionen zum überwiegenden Teil implizit, zum geringeren Teil teilen wir sie dem Ratsuchenden auch explizit mit, und zwar angebunden an die hier und jetzt ablaufende Interaktion.

### Arbeit mit der Beziehung/ neue Selbst- und Beziehungserfahrung

**D**er Berater versucht eine positive Beziehung mit dem Studierenden herzustellen und die entsprechende Erfahrung stärkt bei diesem die Bereitschaft, in Identifikation mit der Funktion des Beraters an Problemen zu arbeiten. Auch erlebt er, dass der Berater von ihm etwas hält, wodurch er eventuell auf neue Weise auch von sich etwas halten kann, was die eigene häufig noch konflikt-hafte Identität festigen hilft.

### Begegnungsmoment

**I**n der Beratungssituation wird manchmal eine spontan eintretende Reaktion bei Berater oder Ratsuchendem zu einer Schlüs-

selerfahrung. Auf Seiten des Beraters/der Beraterin kann dies eine spontan geäußerte Emotion, Anerkennung oder Überraschung sein.

### Arbeitsbündnis

**B**erater und Ratsuchender müssen eine begrenzte Zeit zusammenarbeiten, wobei jeder Verantwortung für die Bearbeitung der anstehenden Probleme übernimmt. Nach unserer Erfahrung ist es sehr wichtig, Anzeichen beim Ratsuchenden, diese Zusammenarbeit – oftmals unbewusst – zu boykottieren (analytisch formuliert: in einer negativen Übertragung verfangen zu sein), frühzeitig zu bearbeiten.

### Deutung

**D**amit ist gemeint, dass wir den Ratsuchenden auf Phänomene seines Erlebens und Verhaltens aufmerksam machen, die ihm häufig weniger zugänglich sind. Im Rahmen studentischer Beratung geht es dabei häufig um unbewusste und bewusste Konflikte, Themen, Identifikationen mit primären Bezugspersonen, regressive und vor allem progressive aktiv-bemeisternde Tendenzen, wie sie für die Phase der Spätdoleszenz charakteristisch sind. Dabei artikulieren wir nicht nur die bei dem jeweiligen Ratsuchenden bestehende einzigartige Konstellation, sondern auch typische in dieser Lebensphase zu erwartende Probleme, zum Beispiel dass es angemessen ist, nach der Ablösung von den Eltern sowohl das Gefühl von Freiheit als auch Unsicherheit und Trauer zu erleben. Solche Deklarationen in Verbindung mit Deutungen wirken häufig sehr entlastend.

**D**ie Studentenwerke „erfüllen öffentliche Aufgaben der wirtschaftlichen, sozialen, gesundheitlichen und kulturellen Förderung der Studierenden an deutschen Hochschulen. Sie leisten einen wesentlichen Beitrag zur Verwirklichung von Chancengleichheit. Im Zusammenwirken mit Hochschulen und Hochschulstädten tragen sie zur Verbesserung der Rahmenbedingungen für das Hochschulstudium bei und beteiligen sich insoweit an der Gestaltung des Lebensraums Hochschule“ (zitiert aus der Präambel der Satzung des deutschen Studentenwerks). Seit jetzt 40 Jahren zählen in Freiburg zur gesundheitlichen Förderung auch die seelischen Belange der Studierenden im Lebensraum Hochschule; das Freiburger Studentenwerk gehört damit zu den Pionieren beim Aufbau psychotherapeutischer Beratungsstellen.

Im Folgenden ein kurzer Abriss der Geschichte der PBS und ihres gegenwärtigen Standortes.

## Die Geschichte der PBS

**A**nfang 1968 wurde die PBS gegründet; als sie Ende Januar ihre Arbeit aufnahm, wurde sie regelrecht überschwemmt von Anfragen. Raimar Schilling, Nervenarzt und Psychoanalytiker, baute die Beratungsstelle auf, gemeinsam mit Margarete Bernecker, die für Sekretariat und Anmeldung zuständig war. Herr Schilling war über drei Jahre der einzige Therapeut an der PBS – im Rückblick schwer vorstellbar angesichts

der vielen Hilfe suchenden Studierenden. Es gab damals kaum niedergelassene Therapeuten, an die man behandlungsbedürftige Studierende hätte verweisen können und darüber hinaus waren ambulante Therapien auch kaum zu finanzieren. Aber irgendwie wurde die Arbeit bewältigt und nebenbei wurden noch ausführliche Dokumentationen über die Arbeit der PBS verfasst – heute eine wertvolle Quelle, um sich ein Bild der im Aufbau befindlichen PBS, ihres Arbeitsstils und der Probleme der Studierenden zu machen (diese Dokumentationen wurden bis 1994 fortgeführt und mussten dann leider wegen Kapazitätsmangels durch Stellenabbau eingestellt werden). Für viele Ratsuchende waren die Gespräche mit Herrn Schilling sicherlich eine intensive emotionale Erfahrung. Mit seiner Person verbindet sich oft die Vorstellung des Felsen in der Brandung, der Sicherheit und Halt bietet, um heftige Gefühlsturbulenzen und Verunsicherungen bestehen und produktiv für die eigene Entwicklung nutzen zu können. Nach 40 Jahren kann es jetzt passieren, dass Studierende erwähnen, dass Vater oder Mutter bei Herrn Schilling waren und wegen ihrer damaligen guten Erfahrungen die PBS empfohlen hätten.

**L**iest man die Dokumentationen aus den Anfangsjahren, fallen aus heutiger Sicht ein paar Dinge besonders ins Auge. So gab es noch eine eigene Studentische Krankenversorgung, die 1975 aufgelöst wurde; 1967 wurde analytische und tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie erstmals in den Leistungskatalog der gesetzlichen Krankenversicherung aufgenommen – aber nicht in den Leistungskatalog der Studentischen



Dr. Albert Fersching  
Leiter der Psychotherapeutischen  
Beratungsstelle  
seit 1996

Krankenversorgung. Deswegen wurde im Wintersemester 69/70 ein Sonderfonds ins Leben gerufen, aus dem Studierende Zuschüsse zu ihrer ambulanten Therapie bekommen konnten; dieser Sonderfonds wurde solidarisch finanziert (alle immatrikulierten Studierenden beteiligten sich über ihre Sozialgebühren mit 5,50 DM, später 6,90 DM pro Semester). Ganz auffällig ist, wie hoch im Vergleich zu späteren Jahren der Anteil der Studierenden mit schweren, psychiatrischen Erkrankungen war. Und im Gegensatz zu heute kamen wenig ausländische Studierende an die PBS (durchschnittlich 3,4 % bei insgesamt 7 % ausländischen Studierenden 1968–1970). Sehr viel wurde damals mit Gesprächsgruppen gearbeitet – heute ist es praktisch unmöglich geworden, Studierende für eine Selbsterfahrungsgruppe an der PBS zu motivieren; das Einzelgespräch und die Einzeltherapie werden klar favorisiert. Nebenbei bemerkt fiel mir die Sprache der Dokumentationen durch ihren ruhigen und sachlichen Ton auf – ohne den kritisch-revolutionären Jargon, den man in manchen Texten liest, wenn man in Dokumenten von damals stöbert und der im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit inneren, seelischen Vorgängen eigenartig selbstentfremdet wirkt.

**D**a die PBS angesichts der großen Zahl der Anmeldungen hoffnungslos unterbesetzt war, wurden nach und nach die Stellen im therapeutischen Bereich und im Sekretariat aufgestockt. So gab es dann über 20 Jahre, zwischen 1975 und 1995, dreieinhalb bis vier volle Therapeutenstellen. 1975 schied Herr Schilling aus und ließ sich als Analytiker nieder. Die Leitung der PBS übernahm für 21 Jahre Erika Krejci, ebenfalls Nervenärztin und Psychoanaly-

tikerin. Sie hat in dieser Zeit die PBS mit ihrem genauen Denken und mit ihrem Gespür für das Wesentliche geprägt und intensiv an der Ausformulierung und Weiterentwicklung eines explizit psychoanalytischen Beratungsangebotes gearbeitet. Ihre Beschäftigung mit der psychoanalytischen Theorie des Denkens (seiner Entwicklung und seiner Pathologie) und ihre Übersetzung von Werken des Psychoanalytikers W. R. Bion machten sie zu einer auch international bekannten Psychoanalytikerin. Sie hat sich eingehend auseinandergesetzt mit der Konzeptualisierung schwieriger Übertragungs- und Gegenübertragungsdimensionen in der Beratungstätigkeit, wo ja anders als in Langzeitbehandlungen in kürzester Zeit diagnostische und therapeutische Prozesse und Weichenstellungen ablaufen müssen. Mit diesen Konzepten konnte dann auch bei sehr schweren Problematiken mit Hilfe der kollegialen Teamsupervision meist ein Zugang gefunden werden, mit dessen Hilfe der Analytiker dann in der Beratung einen Prozess in Gang setzen konnte, der es dem Ratsuchenden ermöglichte, einen Schritt aus einer verfestigten Symptomatik herauszutun und in einen konstruktiven inneren Dialog zu treten und eventuell den Schritt in eine Psychotherapie zu wagen.

**A**b Mitte der 90er Jahre gibt es dann aufgrund von Sparmaßnahmen massive Einschnitte. So mussten wir Ende 1996 unsere großzügigen separaten Räume in einer Altbauvilla im Werderring aufgeben und in das Verwaltungsgebäude des Studentenwerks umziehen. Wirklich einschneidend waren aber die personellen Kürzungen: zwischen 1995 und 2001 wurden die Therapeutenstellen von 3,5 auf 1,3 gekürzt, das Sekretariat von 1,5 auf 0,5 Stellen

– also auf etwa ein Drittel der personellen Kapazität der 20 Jahre davor und das alles bei gleich bleibender, manchmal auch steigender Zahl der Anmeldungen. Dieser Kahlschlag stellte die PBS vor eine schwere Zerreißprobe. Es ist auch ein Verdienst von Albert Fersching, der 1996 von Frau Krejci die Leitung übernahm, dass die PBS und ihr qualitativer Anspruch unter den neuen Bedingungen keinen Schiffbruch erlitten. Dass er ein überzeugter Analytiker ist, der gleichzeitig undogmatisch-offen gegenüber anderen Konzepten ist (und dessen Hauptaugenmerk dem gilt, was sich in der Beziehung zwischen zwei oder mehr Leuten abspielt), erleichterte es, auf die veränderten Verhältnisse zu reagieren, ohne an bestehenden Strukturen starr festzuhalten und ohne essentielle Erfordernisse einer seriösen Beratungsarbeit aufzugeben. 2001 war sicherlich das kritischste Jahr: Zuschusskürzungen führten dazu, dass die PBS kurz vor der Abschaffung stand. Gerettet hat sie wohl, dass sich das Freiburger Studentenwerk 2001 eine neue Organisationsform für den sozialen Bereich schuf, das biss (Beratung – Information – Service für Studierende), das alle vom Studentenwerk angebotenen Beratungsleistungen (Sozial-, Finanzierungs-, Rechtsberatung usw.) umfasst. Dies veränderte einiges an den gewohnten Strukturen, ermöglichte aber, unser spezifisches Beratungsangebot aufrechtzuerhalten. Die Reduzierung der personellen Kapazität erforderte verschiedene konzeptuelle Veränderungen: längere Behandlungen an der PBS sind nicht mehr möglich; besteht eine Therapieindikation, vermitteln wir rasch an niedergelassene Kollegen weiter; dadurch hat sich die durchschnittliche Zahl der Gespräche pro Student von früher 5 auf jetzt 2,5 reduziert.

Die Zeiten für die Teambesprechung, in der auch die schwierigen Beratungssituationen kollegial supervidiert werden, mussten stark gekürzt werden. Es braucht gerade auch wegen der sehr gestrafften Arbeitsabläufe eine sehr fundierte Ausbildung und langjährige Berufserfahrung, um die vielfältigen Prozesse in einer Beratungssituation wahrnehmen, strukturieren und daraus hilfreiche Interventionen ableiten zu können. Dank einer großen Kraftanstrengung aller Beteiligten ist die Existenz der PBS, die durch die Sparmaßnahmen gefährdet war, im Moment und wohl auch für die nächste Zukunft gesichert.

## Das Angebot der PBS

**H**erzstück unserer Arbeit ist die psychotherapeutische Beratung in Einzelgesprächen – daneben hat sich in den vergangenen Jahren ein umfangreiches Kursangebot etabliert. Unser zentrales Anliegen ist es, Studierenden eine schnelle, unbürokratische und kompetente Hilfe anzubieten. Zur Einzelberatung: Studierende melden sich zunächst im Sekretariat und bekommen meist innerhalb einer Woche einen Termin für ein Erstgespräch (Notfälle früher). Folgetermine werden dann direkt mit dem Therapeuten/der Therapeutin vereinbart; möglich sind bis zu vier kostenlose Gespräche, ein Termin dauert 45 Minuten; für weitere Gespräche, die wegen unserer geringen Kapazität aber nur in geringem Umfang möglich sind, müssen die Studierenden einen Eigenanteil von acht Euro pro Termin beisteuern. Wir stehen für alle Schwierigkeiten und Fragen zur Verfügung,

ob sie das Studium im engeren Sinne betreffen – wie Prüfungsängste oder Lern- und Konzentrationsstörungen – oder ob es um ganz persönliche Probleme geht – wie Depressivität, Ängste, Kontakt- und Beziehungsschwierigkeiten (was dann sekundär zu Studienschwierigkeiten führen kann, weil die Aufnahme- und Konzentrationsfähigkeit beeinträchtigt wird). Recht häufig wird unser Angebot wahrgenommen, sich im Lauf der Zeit bei Bedarf wieder zu melden und so erstrecken sich Beratungskontakte manchmal über das ganze Studium. Ohne vorherige Terminvereinbarung können Ratsuchende zu einem kurzen orientierenden Gespräch in unsere offene Sprechstunde kommen.

**Z**um Kursangebot: Hier geht es nicht um die Reflexion der persönlichen Hintergründe eines Problems, sondern in einer Gruppe um das Erlernen spezifischer Fähigkeiten und Techniken: Umgang mit Prüfungsängsten; Lern-, Arbeits- und Präsentationstechniken; Entspannungsverfahren. Die Kurse werden von freien Mitarbeitern geleitet. Jenseits der direkten Arbeit mit Studierenden sind wir offen für den Austausch und die Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Hochschulen; so findet ein regelmäßiger Erfahrungsaustausch mit Fachberatern statt. Immer wieder wenden sich auch besorgte Dozenten, Eltern oder Mitstudierende an uns, die sich unsicher sind, wie sie auf die Probleme eines Studierenden reagieren sollen.

## Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

**W**ir haben sechs fest angestellte therapeutische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (drei Diplompsychologinnen, zwei Diplompsychologen, ein Arzt).

Es sind Teilzeitstellen, sie entsprechen insgesamt 1,4 vollen Therapeutenstellen; alle Therapeutinnen und Therapeuten arbeiten daneben in eigener Praxis. Fünf haben eine psychoanalytische Ausbildung, eine Kollegin ist Verhaltenstherapeutin. Anmeldung und Sekretariat werden von Frau Meyer geführt, die eine Halbtagsstelle hat. Leiter der Einrichtung ist Dr. Albert Fersching; die weiteren therapeutischen Mitarbeiter sind Jürgen Griesser, Hubert Haaser, Christina Huber, Susanne Reinhardt und Margarete Dietl.

## Das Konzept der PBS

**D**as in vier Jahrzehnten entwickelte psychoanalytische Beratungskonzept beschreibt Herr Fersching in seinem Text ausführlich. In der psychoanalytischen Tradition gibt es nicht nur die hochfrequente Langzeitanalyse, sondern auch kurz- und fokalthérapeutische Ansätze und eine lange Kultur der Kunst des Erstgesprächs – mit dem Anspruch, dass auch nur in einem einzigen Gespräch eine Dynamik entsteht, in der wichtige Aspekte der inneren Welt, die vorher nicht zugänglich waren, sich gestalten.

Eine sorgfältige Befunderhebung und Diagnostik sind für uns eine Selbstverständlichkeit. Die nicht bewusste Dimension des

Anliegens des Ratsuchenden braucht dabei aber einen offenen Raum, in dem es sich darstellen kann. Dieser offene Raum, der zunächst einfach dadurch entsteht, dass abgewartet wird, was der Ratsuchende von sich aus in den Gesprächskontakt einbringen will, ist oft auch mit einer gewissen Beunruhigung und Verunsicherung verbunden, da es anders als sonst ist, wenn man zum Arzt geht, aber auch anders als in Gesprächen mit Freunden. Auch welchen Weg eine Beratung gehen wird, was in einem Gespräch Thema wird oder mit was es im zweiten oder dritten Gespräch weitergehen wird, ist offen. Aber in aller Regel wird dieser offene Raum sehr kreativ und auch mit einem großen Vertrauensvorschuss von den Studierenden genutzt. Eine Voraussetzung dafür, sich in einen solchen therapeutischen Kontakt einzulassen, sind klare äußere Grenzen und Rahmenbedingungen wie Gesprächsdauer, Schweigepflicht und so weiter. Die Erfahrung zeigt, dass dieses Nebeneinander von Offenheit und klarer Strukturierung sich gerade bei Beratungsstellenarbeit mit wenigen Gesprächen pro Klient sehr produktiv und effektiv anwenden lässt. Eine weitere Voraussetzung ist selbstverständlich eine hohe berufliche Kompetenz der Beraterinnen und Berater.

**B**eratungsarbeit ist darauf fokussiert, was jemandem akut auf dem Herzen liegt; sie ist nicht an der Rekonstruktion von Vergangenheit und Kindheit orientiert. Es geht darum, einen verstehenden und emotionalen Zugang zu den Hintergründen und Zusammenhängen der aktuellen Problematik zu erarbeiten, Lösungsmöglichkeiten zu finden, die den inneren und äußeren Spielraum erweitern oder wieder herstellen, um dann wieder alleine mit den

Dingen klarzukommen oder manchmal sich einzugestehen, eine Therapie zu brauchen, wenn es einer längeren und intensiveren Auseinandersetzung bedarf, um aus einer Sackgasse herauszukommen.

Beratungsarbeit bedeutet aus der Sicht des Therapeuten einerseits die zuerst von der klassischen Psychoanalyse gelehrte Kunst des Zuhörens anzuwenden: das in sich aufzunehmen und wirken zu lassen, was von meinem Gegenüber ausgeht, und die dabei auftauchenden eigenen Gedanken, Phantasien, Wünsche, Ängste und andere Gefühle oder auch Körperempfindungen möglichst ohne Zensur zu registrieren (die sogenannte Gegenübertragung) und zu reflektieren (ob beispielsweise ein lähmendes Gefühl, den Ansprüchen des Ratsuchenden nicht genügen zu können, vielleicht zu tun haben könnte mit bislang vom Ratsuchenden selbst nicht bewusst wahrgenommenen übermächtigen Leistungsansprüchen und Versagensängsten). So werden zunächst einmal im eigenen Denken probeweise Hypothesen abgeleitet, die ein vertieftes Verständnis des Problems des Ratsuchenden ermöglichen können, um dann davon etwas in geeigneter Form in das Gespräch und in die Beziehung mit dem Ratsuchenden einzubringen und zu registrieren, was sich daraus weiterentwickelt. Im Unterschied zur klassischen psychoanalytischen Haltung ist der Berater dabei deutlich aktiver, er reagiert, strukturiert und interveniert viel schneller als es in analytischen Therapien üblich ist und die Arbeit findet – neben der weiterhin ablaufenden inneren Arbeit des Beraters – in einer stark interaktionell geprägten Beziehung zwischen Berater und Ratsuchendem statt.



Seltener geht es um eine Beratung nur im rein informellen Sinn (wenn das dem Beratungsanliegen eines Studierenden entspricht, er/sie z.B. für sich selbst schon geklärt hat, eine Therapie zu brauchen und eine Überweisung vom Hausarzt hat und jetzt aber nicht weiß, was es für Therapieformen gibt und wie man einen geeigneten Therapeuten findet usw.). Es dürfte deutlich geworden sein, dass Beratung in unserer Vorstellung fast immer auch ein Stück Behandlung ist, eine Art therapeutischer Erfahrung.

Unsere Konzepte orientieren sich an entwicklungspsychologischen Modellen zum frühen Erwachsenenalter. Zentral dabei ist das Verständnis der Entwicklungsprozesse in der sogenannten Spätadoleszenz. Die Spätadoleszenz ist eine Zeit voller Übergangs- und Umbruchssituationen, die mit einem enormen Entwicklungspotential und mit einer großen Stör- und Krisenanfälligkeit verbunden ist. Es geht schließlich um nicht weniger als um Entwicklungen, die mit Begriffen wie Ablösung, Identität, Autonomie, psychosexuelle Identität, Beziehungsfähigkeit beschrieben werden. Ein zentraler Teil unserer Arbeit ist, Ratsuchenden behilflich zu sein, Zugang zu ihrem meist vorhandenen Entwicklungspotential zu finden, um selbständig weiterzukommen und einzuschätzen, wann es dafür einer intensiveren Therapie bedarf.

## Ein paar statistische Daten für 2007

Insgesamt sahen wir 518 Studierende in Einzelterminen, davon waren 63,2 % Frauen und 36,8 % Männer. Die deutsche Staatsangehörigkeit hatten 88 %, der Anteil von 12 % Studierenden mit ausländischer Staatsangehörigkeit entspricht ihrem Anteil an der Gesamtzahl der Studierenden.

Als Grund ihres Kommens wurden von den Ratsuchenden an erster Stelle mit 54,6 % Studien- und Lernprobleme (einschließlich Prüfungsangst) genannt, gefolgt von Beziehungs- und Kontaktproblemen mit 43,5 %, depressiven Problemen mit 30,7 %, Selbstwertproblemen mit 19,7 % und Ängsten (ohne Prüfungsangst) mit 15,9 %. Dies sind in ihrer Häufigkeit die klar dominierenden Anlässe, um sich an die PBS zu wenden. Suchtprobleme beispielsweise spielen bei uns mit 1,2 % eine verschwindende Rolle, wobei neue Untersuchungen aber zeigen, dass vor allem Alkoholprobleme unter Studierenden weit häufiger sind; wie die meisten anderen Studierendenberatungsstellen haben wir keine speziellen Angebote für Suchtprobleme und werden uns in diesem Bereich für die Zukunft etwas überlegen müssen.

Sehr eindrücklich ist, wie oft durch die Probleme die Studierfähigkeit in Mitleidenschaft gezogen wird: bei 58,2 % der Ratsuchenden (und es sind meist Leute, die jenseits der akuten Problematik erfolgreich und engagiert studieren) sind Funktionen wie die Lern- und Konzentrationsfähigkeit in Mitleidenschaft gezogen, bei 28,8 % liegt keine Beeinträchtigung vor, bei 13 % konn-

ten wir keine Einschätzung vornehmen (weil Studienangelegenheiten in diesen Beratungen nicht Thema waren).

Jenseits der Beratung in Einzelgesprächen nahmen 205 Studierende an insgesamt 25 Kursen im Rahmen unseres Kursangebotes teil.

Im Weiteren möchte ich noch auf einige Fragen eingehen, die die PBS in den letzten Jahrzehnten begleiteten, manche davon in dem Sinne, dass deren Existenz oder Konzept in Frage gestellt wurde:

### Braucht es angesichts der vielen niedergelassenen Therapeuten in Freiburg überhaupt eine PBS?

Aus unserer Sicht eindeutig ja. Die PBS erfüllt spezifische Aufgaben, die vom Leistungskatalog der Krankenkassen nicht abgedeckt sind. Eine Domäne der Beratungsarbeit sind akute Konfliktsituationen jenseits oder im Vorfeld psychischer Erkrankungen. Beratungsstellenarbeit dient so vor allem der Prävention und der Prophylaxe von psychischen und psychosomatischen Erkrankungen, indem sie bei der Lösung akuter und aktueller Konflikt- und Krisensituationen behilflich ist. Im Falle schon bestehender behandlungsbedürftiger Erkrankungen kann durch die rasche Vermittlung einer adäquaten Therapie eine Chronifizierung und lange Krankheitskarriere vermieden werden. Ein Spezifikum studentischen Lebens ist der hohe Stellenwert des Lernens, von kognitiven Aufnahme- und Verarbeitungsprozessen. Dieses wichtigste Instrument im Studium ist enorm störungsanfällig; ungelöste innere

und äußere Konflikte, die gar nicht direkt mit dem Studieren selbst zusammenhängen müssen (wie bei Ablösungskrisen oder depressiven Reaktionen nach Trennungen) absorbieren die Aufnahme- und Konzentrationsfähigkeit. Dies kann dann auch bei begabten und ansonsten erfolgreichen Studierenden schnell fatale Folgen haben und in existentielle Studienkrisen führen; die große Erfahrung der PBS-Berater mit den Erfordernissen des Hochschulalltags und mit studien- und entwicklungstypischen Problemen und Krisen hilft, eine rasche und effiziente Klärung der Situation zu finden, wobei eine aufwändige ambulante Therapie dann oft gar nicht erforderlich ist. In früheren Untersuchungen des Deutschen Studentenwerks geben bundesweit ca. 14 % der Studierenden an, Beratung wegen psychischer Probleme zu benötigen. Andere Untersuchungen machen deutlich, dass Studierende unter einem negativeren Selbstbild und einer depressiveren Grundstimmung leiden als der Bevölkerungsdurchschnitt; dies mag auch damit zu tun haben, dass Studierende im Unterschied zu Nicht-Studierenden viel länger brauchen, bis sie etwas Vorweisbares, einen Abschluss, in der Tasche haben und dass das Studium selbst kaum das Gefühl vermittelt, etwas oder jemand zu sein, wichtig zu sein und gebraucht zu werden.

Man kann selbstverständlich auch aus der Sicht von Ökonomie und Effizienz für den Nutzen einer solchen Beratungsstelle plädieren: es ist offensichtlich, dass durch solch eine Einrichtung nicht einfach nur individuelles seelisches Leid reduziert wird, sondern dass dadurch Folgekosten nicht rechtzeitig behandelte Probleme vermindert werden. Studierende, die ihre Konflikte im Studium und im Leben befriedigender

lösen können, studieren engagierter, effizienter und konzentrierter, Studienabbrüche und überlange Studierdauer werden seltener.

## Ist die Konzentration auf ein psychoanalytisches Konzept nicht antiquiert?

Wir meinen nein. Aus unserer Sicht braucht es in der täglichen Arbeit ein erprobtes, leistungsfähiges Konzept, das geschmeidig genug ist, um einer Vielfalt von Phänomenen im Beratungswesen gerecht zu werden. Die Psychoanalyse verfügt über eine ausgefeilte Theorie der seelischen und geistigen Entwicklung des frühen Erwachsenenalters und ihrer Störungen und sie bietet Instrumente, die die Dimensionen eines Beratungsgeschehens erfassen und kreativ im Sinne eines entwicklungs- und ressourcenorientierten Vorgehens nutzen können. Der psychoanalytische Ansatz bietet eine klare theoretische und klinische Orientierung und hält gleichzeitig den Blick offen für Unerwartetes, indem er immer wieder zu Selbstreflexion und genauem Zuhören anhält und vorschnelle Gewissheiten problematisiert. Kritiker unseres psychoanalytischen Ansatzes kennen oft gar nicht die eigens für die Beratungsarbeit entwickelten Konzepte, sondern meinen manchmal, wir legen die Studierenden auf die Couch und schweigen dann. Uns ist wichtig, für unser Kernangebot – die Beratung in wenigen Einzelgesprächen – ein psychoanalytisches Konzept beizubehalten und weiterzuentwickeln. Gleichzeitig ist im Lauf der Jahre klar geworden, dass es sinnvoll ist, das Gesamtkonzept zu erweitern,

vor allem um verhaltenstherapeutische Vorgehensweisen. So wurde das Kursangebot entwickelt, in dem Lern- und Arbeitstechniken oder der Umgang mit Prüfungsängsten vermittelt werden. Es gibt eine intensive Zusammenarbeit und Vernetzung mit Therapeuten anderer Behandlungsformen, insbesondere mit verhaltenstherapeutischen Kolleginnen und Kollegen. Verhaltenstherapie ist die einzige neben analytischer/ tiefenpsychologischer Therapie von den Kassen anerkannte Therapieform. Sie wurde allerdings erst 1987, lange nach der analytischen Therapie, in den Leistungskatalog aller gesetzlichen Krankenkassen aufgenommen. Seither stellen wir auch zunehmend die Indikation für Verhaltenstherapie bei behandlungsbedürftigen Studierenden. Oft wissen die Studierenden intuitiv, welche Therapieform ihnen näher liegt und erfahrungsgemäß ist es wichtig, sich nach diesem Gefühl zu richten. Die Kosten für andere aus unserer Sicht seriöse Therapieverfahren wie die Konzentrierte Bewegungstherapie werden leider nicht von den gesetzlichen Kassen übernommen.

## Besteht das Klientel der PBS nicht hauptsächlich aus erfolglosen, unmotivierten Studierenden, die den Anforderungen des Studiums nicht gewachsen sind?

Dieses Vorurteil wird glücklicherweise kaum noch gehört. Es spielte aber in früheren Jahren eine nicht so kleine Rolle, so dass wir früher zum Beispiel auch die Abiturnote erfassten, um diesem Argument, mit dem für unsere Abschaffung plädiert wurde, den Wind aus den Segeln zu nehmen (die Ergebnisse dieser statischen Untersuchung deckten sich ganz mit unserem persönlichen Eindruck, dass vor allem begabte und motivierte junge Leute unsere Hilfe in Anspruch nehmen).

## Wie haben sich die Studierenden in den letzten Jahren verändert? Sind sie heute nicht viel angepasster und unreifer als früher?

Das ist schwer zu sagen; klar ist, dass sie anders sind als früher, zum Beispiel in den 68ern, als die PBS ins Leben gerufen wurde. Aber aus dieser Differenz einen Defekt, ein Defizit zu machen, ist ein Problem. Die Frage wird oft so gestellt, als gäbe es eine frühere ideale Studentengeneration (der sich der Fragesteller in der Regel zurechnet), die aus autonomen, kritisch-aufgeklärten, anti-autoritären und humanistisch gebildeten „Subjekten“ bestand und als wären heutige Studierende das Gegenteil: angepasst an die „Verhältnisse“, regressiv-abhängig gebunden an die Eltern (Stichwort Eltern-einladung zum Erstsemesterkaffee), oberflächlich und so weiter. Es liegt auf der Hand,

dass es in den psychischen Erfahrungen und Sozialisationsbedingungen einen Unterschied machen muss, ob man mit Fernseher oder ohne aufgewachsen ist, ob der Vater Soldat in der Wehrmacht war oder ob er in der Freizeit aufs Mountainbike sitzt, ob die Mutter zu Hause bleibt oder mitfährt. Es scheint weniger heftige Ablösungs- und Abgrenzungskämpfe gegenüber der Eltern-generation zu geben, Ablösung und Individuation im jungen Erwachsenenalter scheinen weniger verbunden zu sein mit Phantasien von Befreiung und Triumph, sondern tendenziell eher mit depressiven Verlustängsten; und der relative Mangel an äußerer Autorität, gegen die man sich wehren kann, ist vielleicht damit verbunden, dass auch die Entwicklung und der Zugang zu eigenen, inneren Konfliktdimensionen und -strukturen erschwert ist. Vielleicht gibt es so etwas wie eine allgemeine, nicht auf die Studierendenschaft begrenzte Regression auf infantilere Schemata, aus meiner Sicht aber bei den Studierenden, die ich erlebe, verbunden mit einer gleichzeitigen Desillusioniertheit, Nüchternheit, Nachdenklichkeit und mit wenig schwarz-weiß Denken. Ansonsten möchte ich auf den sehr interessanten Text von Frau Krejci verweisen, in dem sie ihre Gedanken zu modernen psychischen Sozialisationsbedingungen ausführt.

## Ist die PBS ein Kind der Achtundsechziger?

Die Gründung der Beratungsstellen in Freiburg und anderen Hochschulstädten ist ein Teil der damaligen Geschehnisse und Veränderungen. Es schien an der Zeit gewesen zu sein, andere Formen für den Umgang mit seelischem Leid (sei es durch

die eigenen Lebensumstände oder durch die Verhältnisse an den Hochschulen bedingt) zu finden – in Texten von damals kann man lesen, dass 1965 noch diskutiert wurde, ob nicht Professorengattinnen die Aufgaben der für nicht notwendig gehaltenen Beratungsstellen übernehmen könnten. Relevanter war aber wohl, dass sich die Hochschulen in ihrem damaligen Selbstbild für solche Probleme nicht zuständig fühlten und dass es die Überzeugung gab, dass Leute mit psychischen Schwierigkeiten eh nichts an der Hochschule verloren hätten. Die Gründung der Beratungsstellen ist ein emanzipatorisch-aufklärerischer Akt gegenüber diesen Positionen und eröffnet einen Raum, in dem durch Selbstaufklärung ein offensiver, kritischer und kreativer Umgang mit seelischen Schwierigkeiten und Krisen während der Studienzzeit ermöglicht werden soll.

## Zum Schluss

Im Namen der Mitarbeiter der PBS möchte ich mich bedanken: beim Freiburger Studentenwerk und seiner Leitung für die Unterstützung gerade auch in wirtschaftlich sehr schwierigen Zeiten, bei den universitären Einrichtungen und deren Mitarbeitern sowie bei den niedergelassenen Kolleginnen und Kollegen für die gute Zusammenarbeit, bei allen früheren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und selbstverständlich bei den Studierenden, die seit 1968 in erstaunlicher Konstanz Jahr für Jahr unser Angebot in Anspruch nehmen.



Jürgen Griesser  
Stellvertretender Leiter der PBS